

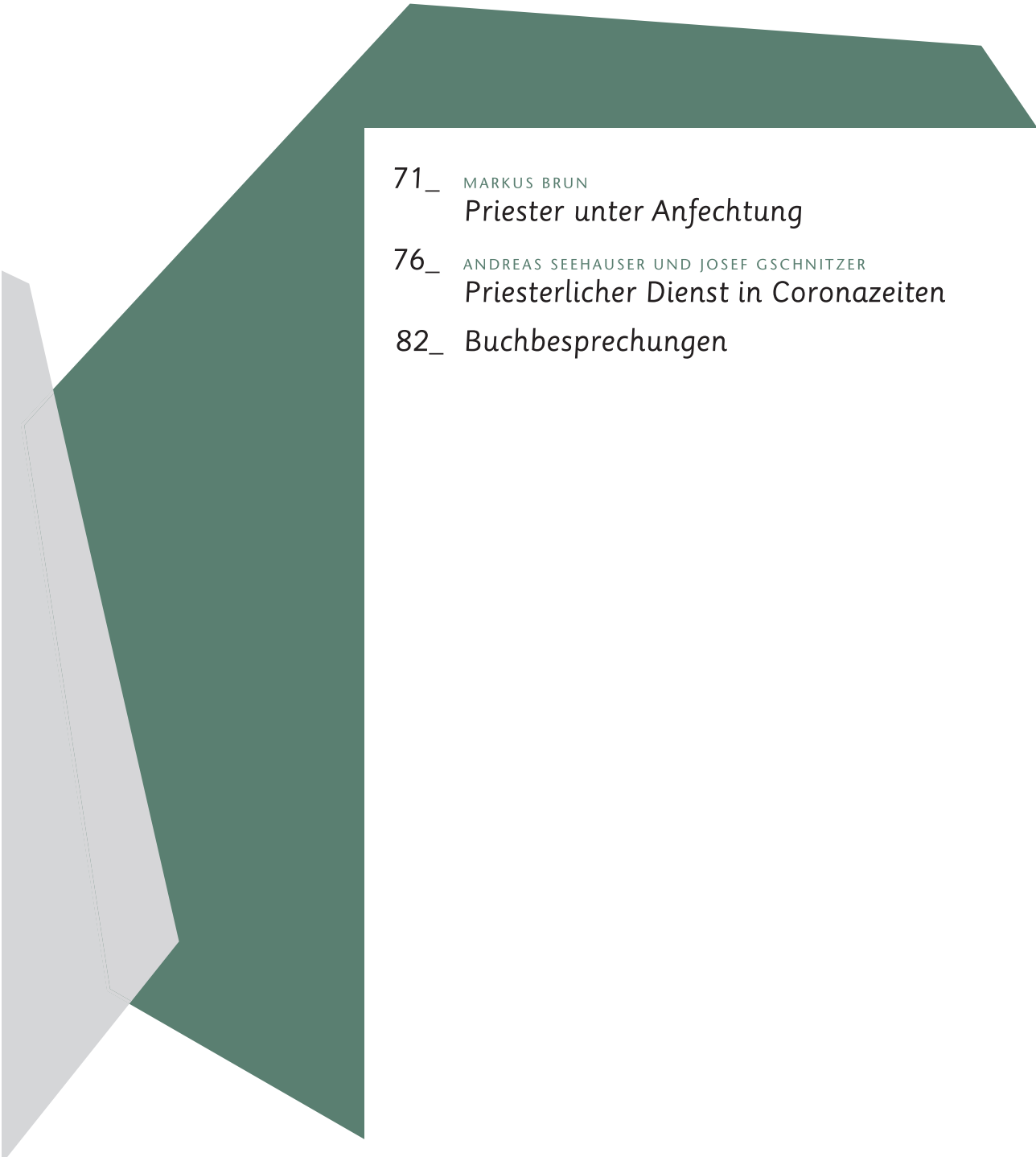
Priester im Wandel

Editorial

Meditation

Perspektiven und Konzepte

- 4_ STEFAN ULZ
Priester im Wandel
- 6_ KLAUS HEMMERLE
Der Priester – Diener der Einheit
- 8_ TOBIAS HÄNER
Israels „königliches Priestertum“ (Ex 19,6)
Ein bibelwissenschaftlicher Blick auf die
priesterliche Bestimmung des Volkes
- 16_ JOACHIM WANKE
Warum ich Christ bin – Versuch einiger
biografisch eingefärbter Antworten
- 26_ WILFRIED HAGEMANN
Immer neu Priester werden
- 34_ CHRISTOPH JACOBS
Mit brennendem Interesse am Alltag
der Menschen – Priestersein in Zeiten
pastoralen Wandels
- 46_ ANSGAR HAWIGHORST
Eine neue Sicht von Kirche:
das Gemeinsame Priestertum
- 51_ ROBERT DAISER
Mit Maria auf dem Weg
- 57_ STEFAN ULZ
Der Priester auf dem Weg
zur Ganzheitlichkeit
- 64_ PHILIPPA RATH
Von Gott gerufen
Sr. Philippa Rath über das Amt
von Frauen in der Kirche

- 
- 71_ MARKUS BRUN
Priester unter Anfechtung
- 76_ ANDREAS SEEHAUSER UND JOSEF GSCHNITZER
Priesterlicher Dienst in Coronazeiten
- 82_ Buchbesprechungen

Priester im Wandel

Wer nach einem langen Arbeitstag – womöglich auch noch die meiste Zeit vor dem Schreibtisch – schließlich nach Hause fährt, weiß nur zu gut, wie befreiend und wohltuend dann ein ausgiebiger Spaziergang oder einfach etwas Bewegung sein kann. Nach einer Zeit der konzentrierten Hingabe an eine Aufgabe, an die aufgetragene Arbeit, tut es gut, in Bewegung zu kommen, vielleicht den zu Ende gehenden Tag Revue passieren zu lassen und für den kommenden Freude und Kraft zu tanken.

So ist Bewegung ein wunderbares Heilmittel, nicht nur für den Körper, sondern gerade auch für die Seele und den Geist. Wer in Bewegung bleibt und immer wieder in Bewegung kommt, bei dem kann sich auch im Inneren viel tun, manches in Bewegung geraten, sodass Neues zu entstehen und sich ein Wandel zu vollziehen vermag. Der Dreieinige Gott ist nicht denkbar als jemand Statischer oder gar als etwas Statisches, das gut konserviert und verpackt tradiert werden könnte. Vielmehr glauben Christen an eine Dynamik der Liebe in Gott selbst, in welche die Menschen hineingenommen und stets gewandelt werden. Diese göttliche Dynamik will nicht nur den einzelnen Gläubigen stets erneuern, sondern auch die Kirche selbst in ihrer Lebensgestalt mit dem, was sie ausmacht. Dazu gehört auch das Priestertum des Dienstes. Gerade diese Wandlung und

Erneuerung ist die Lebenskraft, die die Kirche sie selbst sein lässt.

Andererseits ist nicht zu verleugnen, dass mit der Vorstellung von Wandel und Neuem – wenn es um die konkrete Gestalt der Kirche geht – bei nicht wenigen auch Ängste verbunden sind, weil das Neue und Unbekannte sich zunächst oft unsicher anfühlt und bisweilen Sicherheit im Bekannten und Vertrauten gesucht wird, das folglich Rückblick in einer Weise glorifiziert wird, die mit der Realität oft auseinanderklafft. Erst recht wird dann lieber an Vertrautem und scheinbar Sicherem festgehalten, wenn es um so intime und existenzielle Bereiche wie die Religion geht oder eben auch um Fragen rund um das Priestertum.

Als ich vor genau 25 Jahren zum Priester geweiht wurde, zeigte sich mir die Gestalt von Kirche in ganz anderer Form als sie dies heute tut, und meine Vorstellungen vom Leben und Dienst als Priester haben sich in diesen Jahren in einigen Punkten gewandelt. Bleibend, ja verstärkt wichtig geworden ist hingegen eine Spiritualität, welche unabhängig von den äußeren Umständen trägt. Dazu gehören eine lebendige Beziehung zu Jesus Christus, dem verlassenen Gekreuzigten und Auferstandenen, sowie eine praktizierte Mystik der Gemeinschaft mit Priestern und dem Volk Gottes in seiner ganzen Buntheit. Ich bin dankbar,

in einer Zeit des Wandels – kulturell, kirchlich, gesellschaftlich – als Priester leben zu können, wo viele scheinbare Selbstverständlichkeiten wegfallen, weil mich dies dazu einlädt, stets von Neuem danach zu fragen, was denn Gott von mir, von der Kirche, von den Menschen möchte. Und diese Fragen sind ein Segen, weil sie mich in eine beständige Beziehung zu Gott locken, ohne die ich vielleicht ein braver kirchlicher Beamter sein könnte, aber kaum ein evangelisierender Priester, Christ und Mensch, wie ihn die Menschen heute ersehnen.

Die aktuelle *prisma*-Ausgabe steht unter der Überschrift „Priester im Wandel“. Die einzelnen Beiträge beleuchten unter verschiedenen Perspektiven die Thematik, wobei die leitende Frage im Hintergrund vieler Beiträge steht, wie heute in authentischer Weise das Priestertum des Dienstes gelebt werden kann, das noch dazu zu einem erfüllenden Leben für den Priester führt. Da diese Frage virulent ist und das Priestertum des Dienstes aktuell wieder vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt ist – wenn auch nicht selten unter einem negativen Vorzeichen – will die vorliegende *prisma*-Nummer mit ihren Artikeln ihren Beitrag in die Diskussion einbringen, der sowohl theologische wie auch spirituelle und erfahrungsbezogene Zugänge bietet.

Dabei spannt sich ein Bogen von einem alttestamentlichen Beitrag des jungen Schweizer Professors Tobias Häner, der seinen Blick auf das „königliche Priestertum“ (Ex 19,6) des Volkes Israel lenkt und von daher unter einer bibelwissenschaftlichen Perspektive die priesterliche Bestimmung des Volkes herstellt über mehr biografische Beiträge (Bischof Wanke, Hagemann u. a.) bis hin zu spirituellen (Hawighorst, Daiser) und pastoralpsychologischen bzw. religionssoziologischen Fragestellungen (Jacobs), der Frage nach der Priester(aus)bildung sowie den brennenden Fragen nach den Zulassungsbedingungen zum Priestertum des Dienstes (Sr. Philippa Rath).

Jeder Beitrag ist auf seine Weise kostbar und will zu einem vertieften Nachdenken über das Geschenk der priesterlichen Berufung anregen. Wenn der eine oder andere Artikel über die persönliche Lektüre hinaus zu lebhaften und anregenden Diskussionen in Gemeinschaften, Gruppen oder in privaten Gesprächen anregt, ist dies durchaus wünschenswert. Bewegung tut gut, auch Bewegung des Geistes und Bewegung in Richtung einer Erneuerung in der Kirche. In diesem Sinne wünsche ich eine spannende, zum Nachdenken anregende und ermutigende Lektüre dieser *prisma*-Nummer. ■

Der Priester – Diener der Einheit

Alles was in der Welt geschieht, ist zu zählen und zu wiegen vor ihm, von Gottes erlösender Liebe her. Nichts fällt heraus aus der Spannweite seiner Liebe. Gott ist mit drinnen in der Geschichte der Menschheit, nicht nur irgendwo über ihr, sondern mitten in ihr. Die erlösende Liebe Gottes ist der Kontext, den ich zu jedem Text hinzu lesen muss, um ihn richtig zu lesen.

Wenn ich die Zeitung aufschlage, ... will ich alles ernst nehmen, alles nüchtern sehen, wie es ist, aber ich möchte durchsehen bis auf diesen Grund: Die Welt ist erlöst. Alles ist geliebt. Nicht nur ich selbst. Ich möchte auch die Welt und die Kirche von der Liebe dessen her sehen, der nichts beschönigt, nichts verkleistert, aber alles in sich hineinnimmt und erlösend verwandelt.

Das lässt Gott in allem aufscheinen und durchscheinen. Es gibt tiefste Gelassenheit, es gibt inneren Frieden; aber es schläfert nicht ein, erzeugt keinen verharmlosenden Optimismus, gibt kein Alibi für das Handeln, sondern leiht ihm die Kraft und den Mut.

...

Du hast mich als Priester ausgesondert, nicht damit ich über die anderen hinweg bei dir sei, sondern damit ich keine Entschuldigung davor habe, unter den anderen, tiefer als alle anderen und „rettungslos“ bedrängt zwischen allen anderen bei dir zu sein, auf dass alle eins seien.

Lass mich dein Wort so leben, dass sie es wie in einem lebendigen Kommentar lesen können, wenn ich es ihnen verkünde.

Lass mich mein Ich so in deinem Du bergen und verbergen, dass du selber für sie beglaubigt bist, wenn du in mir das Wort deiner sakramentalen und verkündenden Vollmacht sprichst.

Lass mich dich selber so in ihnen lieben, dass sie dich in sich selbst entdecken und, zu dir findend, zu sich selber finden.

Lass mich so der Diener der Einheit aller sein, dass du dort, wohin du mich gestellt hast, immer in der Mitte zugegen sein kannst.

Lass mich dich jeden Tag an jedem Kreuz finden, an welchem du im Raum meines Lebens und Wirkens hängst, auf dass du erkannt bist, geliebt bist und so ein neues Ostern bereiten kannst.

Aus: Klaus Hemmerle, Zum Thema Kirche, München 2012, S. 65–67.

Israels „königliches Priestertum“ (Ex 19,6)

Ein bibelwissenschaftlicher Blick auf die priesterliche Bestimmung des Volkes

Der Schweizer Alttestamentler Tobias Häner arbeitet seit kurzem als Professor für Altes Testament an der Hochschule für Katholische Theologie in Köln. Mit einem bibelwissenschaftlichen Blick untersucht er in seinem Beitrag die priesterliche Bestimmung des Volkes Gottes und richtet dabei sein Augenmerk auf einen „Spitzentext des Alten Testaments“ (Ex 19,1 bis Num 10,11), den er als „theologisches Feuerwerk“ bezeichnet. In Ex 19,6 wird von dem Begriff ein „Königreich von Priestern“ gesprochen, den Tobias Häner ausführlich erläutert.

Die lange erzählerische Einheit über den Aufenthalt Israels am Berg Sinai reicht von der Ankunft in Ex 19,1 bis zum Aufbruch in Num 10,11. Und sie beginnt mit einem theologischen Feuerwerk, einem Spitzentext des Alten Testaments. Die erste Rede Gottes an Mose (Ex 19,3–6) enthält nämlich in nur drei Versen eine Botschaft an das Volk Israel, die wie kaum ein anderer alttestamentlicher Text die Identität Israels als Volk Gottes sprachlich verdichtet zum Ausdruck bringt. Die Rede Gottes an Mose in Ex 19,3–6 lautet (in der revidierten Einheitsübersetzung):

3. „Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden:
4. Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und zu mir gebracht habe.
5. Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde,

6. ihr aber sollt mir als ein Königreich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören. Das sind die Worte, die du den Israeliten mitteilen sollst.“

Es sind drei Bezeichnungen, mit denen die Identität des Volkes Israel in 19,5 und 6 umschrieben wird. Zwei davon sind im Alten Testament vertraut, die mittlere dagegen sticht heraus, da sie nur hier vorkommt:

- Der Ausdruck „mein besonderes Eigentum“ (Ex 19,5) taucht zwar in dieser präzisen Form (hebr. *segulah*) nur noch viermal auf im Alten Testament (Dtn 7,6; 14,2; 26,18; Ps 135,4), die Zugehörigkeit Israels zu seinem Gott wird aber oftmals und auf verschiedene Weise (z. B. in der Bundesformel „ihr seid mein Volk, und ich bin euer Gott“, vgl. Ex 6,7; Lev 26,12 u. a.) hervorgehoben.
- Auch die Kennzeichnung Israels als „heiliges Volk“ (Ex 19,6) taucht auf ähnliche Weise noch weitere Male auf (Dtn 7,6; 14,2.21), und die Auf-

forderung an Israel zur Heiligung durchdringt das sog. Heiligkeitsetz (Lev 17–26).

- Allein hier aber, in Ex 19,6, wird ganz Israel zu einem „Königreich von Priestern“ erklärt. – Was hat die Bezeichnung zu bedeuten? Inwiefern wird hier dem ganzen Volk eine priesterliche Aufgabe zuerkannt?

Die Annäherung an die Bedeutung des singulären Ausdrucks in Ex 19,6 erfolgt auf drei Anwegen: Zunächst werde ich im Folgenden den unmittelbaren Kontext beleuchten und auf die enge Verbindung zwischen den Bezeichnungen „Königreich von Priestern“ und „heiliges Volk“ im Hinblick auf die nachfolgende Theophanie eingehen. Danach werde ich den Zusammenhang mit der vorangestellten Bedingung, auf Gottes Stimme zu hören und seinen Bund zu halten, sowie die Verknüpfung mit dem Abschluss des Erscheinens Gottes (Theophanie) und dem Bundesschluss in Ex 24 beleuchten. Schließlich werde ich auch den weiteren Horizont des Baus des

Zeltheiligtums (Ex 25–31.35–40) und des dadurch ermöglichten Wohnens Gottes in der Mitte seines Volkes (Ex 40,33–35; Lev 26,11f) mit einbeziehen. Wie sich zeigen wird, ist in dem theologischen Spitzensatz in Ex 19,6 eine einzigartige Konzeption des Priestertums des Volkes angelegt, die sowohl auf Gottes bleibende Gegenwart inmitten seines Volkes als auch auf das Beziehungsgeschehen des Bundes ausgreift.

Zuvor ist allerdings auf die Grammatik des Ausdrucks „Königreich von Priestern“ (hebr. mamlächät kohanim) selbst einzugehen. In welchem Verhältnis stehen die beiden Begriffe „Königreich“ und „Priester“ zueinander? Ein Blick auf die Übersetzungen zeigt, dass verschiedene Möglichkeiten denkbar sind. Die griechische Übersetzung (Septuaginta) liest „königliche Priesterschaft“ und ordnet damit das erste Wort dem zweiten unter, die lateinische Textfassung (Vulgata) dagegen geht umgekehrt vor und übersetzt mit „priesterliches Königreich“ (regnum sacerdotale). Dazwischen liegt eine Bandbreite unterschiedlicher Nuancierungen, die in den modernen Übersetzungen abgebildet werden (z. B. „priestly kingdom“ in der New Revised Standard Version, „Reich von Priestern“ in der Einheitsübersetzung von 1980).¹ Die hebräische Genitivkonstruktion lässt eine solche Bandbreite zu. Der exegetische Versuch einer genauen Verhältnisbestimmung geht daher fehl, vielmehr ist dem Ausdruck eine Vielfalt an Schattierungen

inhärent. Auch der Begriff „Königreich“ selbst erscheint dabei zwar zunächst auf die universale Königsherrschaft Gottes bezogen, an der allerdings Israel als sein besonderes Eigentum (Ex 19,5) partizipiert.

In Gottes Nähe

Dem Ausdruck „Königreich von Priestern“ unmittelbar nachgestellt ist die Bezeichnung Israels als „heiliges Volk“. Der Bereich des Priesterlichen und die Sphäre des Heiligen sind in der alttestamentlichen Vorstellungswelt eng miteinander verkoppelt. Der Dienst der Priester ist Dienst am Heiligtum, den Priestern ist es vorbehalten, sich dem Allerheiligsten – dem Wohnbereich Gottes – zu nähern. Voraussetzung dazu ist allerdings die beständige Absonderung vom Unheiligen, vom Profanen. Diese Absonderung wiederum wird vollzogen durch rituelle Waschungen, die auch als „Heiligung“ umschrieben werden. Sowohl beim Begriff „Priester“ als auch beim Wortfeld „heilig“/„Heiligung“ steht also die Unterscheidung von „heilig“ und „profan“ im Hintergrund, die ihrerseits hingeordnet ist auf die Bedingungen der Möglichkeit zur Gottesnähe, zur Begegnung mit Gott.

Um eine solche Gottesnähe und Gottesbegegnung geht es denn auch in Ex 19. Die auf unsere Textpassage folgenden, von Mose übermittelten göttlichen Anweisungen an Israel (19,10–15) zielen auf die Vorbereitung des Volkes auf die Theophanie, also das Erscheinen Gottes auf dem Berg, das in 19,16–19 geschildert wird und das in gewisser Weise bis zum Ende des Buches Exodus andauert. Zwar bleibt es Mose vorbehalten, auf den Berg zu steigen und damit in die unmittelbare

¹ Vgl. zu der Frage der Übersetzung von Ex 19,6: Georg Stein, *Priesterherrschaft, Volk von Priestern oder was sonst?* Zur Interpretation von Ex 19,6, in: *Biblische Zeitschrift* 45 (2001), S. 20–36.

Gottesbegegnung einzutreten, ja sogar mit Gott zu sprechen („von Angesicht zu Angesicht“, Dtn 34,10). Doch auch das ganze Volk, das am Fuß des Berges Sinai lagert, tritt durch das Erscheinen Gottes auf dem Gipfel des Berges mit ein in die Gottesnähe. Wie den Priestern, die das Allerheiligste nicht betreten dürfen – mit Ausnahme des Hohepriesters am Versöhnungstag (Lev 16,14–17) – sind dem Volk Israel dabei Grenzen gesetzt: Das Volk darf den Bereich des Berges nicht betreten (Ex 19,12f). Und wie die Priester muss Israel vorgängig einen Prozess der Heiligung in Form ritueller Waschung (der Kleider, Ex 19,10) durchlaufen. Und wie die Priester, die sich bei ihrer Weihe sieben Tage absondern (Lev 8,33–35), hat schließlich Israels Vorbereitung auf Theophanie auch eine zeitliche Dimension: Es soll sich drei Tage lang auf die Gottesbegegnung vorbereiten (Ex 19,11). Das Gebot, sich in dieser Zeit keiner Frauen zu „nähern“ (Ex 19,15), zielt dabei nicht auf asketische Enthaltsamkeit, sondern darauf, sich nicht *einander* zu nähern, um sich bereitzuhalten für das Sich-Nähern Gottes.²

Im Zusammenhang der Zurüstung Israels für die Theophanie zeigt sich also eine erste Facette des Ausdrucks „Königreich von Priestern“: Unmittelbar vor dem Erscheinen Gottes auf dem Berg verweist die Bezeichnung auf die einzigartige Erfahrung der Exodusgeneration, die Zeugin der Sinai-Theophanie, der einzigartigen Offenbarung Gottes vor seinem Volk wird. In Vorbereitung

dazu ist Israel gehalten, sich wie Priester abzusondern und zu heiligen. Die priesterliche Existenz Israels ist Voraussetzung dafür, dass es die Selbstmitteilung Gottes empfangen kann.

Israels Zugehörigkeit zu Gott im Bund

Der Kennzeichnung Israels als „Königreich von Priestern“ geht eine doppelte Bedingung voraus: Israel soll auf Gottes Stimme hören und seinen Bund bewahren (Ex 19,5). Beide Bedingungen greifen voraus auf das in Ex 20–24 erzählte Geschehen:

- Das „Hören“ bezieht sich auf die in Ex 20–23 enthaltenen göttlichen Weisungen, die von Mose dem Volk übermittelt werden. Sie bilden zusammen das sogenannte „Bundsbuch“, das mit den Zehn Geboten beginnt und einen Kernbestand von Regeln des Zusammenlebens für Israel umfasst.
- Das „Halten des Bundes“ dagegen setzt sachlich den Bundesschluss voraus, der in Ex 24,1–11 erzählt wird.

Die beiden in Ex 19,5 genannten Bedingungen sind folglich auf die beiden zentralen Aspekte des Sinaibundes bezogen – den Inhalt (Ex 20–23) und den Vollzug (Bundesschluss, Ex 24). Letzterer lässt insofern einen Bezug zum Bereich des Priesterlichen erkennen, als beim feierlichen Bundesschluss am Fuß des Berges nach Übermittlung der göttlichen Weisungen und Rechtsvorschriften das Volk mit dem Blut der Opfertiere besprengt wird (Ex 24,7f) – ähnlich, wie dies mit den Priestern bei deren Einsetzung in ihr

2 Vgl. Christoph Dohmen, Exodus 19–40, Freiburg i.Br. 2004, 68f.

Amt geschieht (Lev 8,23f.30). Dennoch kann beim Eintritt Israels in den Bund mit Gott nicht von einer Art Priesterweihe des Volkes gesprochen werden, da es nicht um eine Indienstnahme des Volkes für den Kult im eigentlichen Sinne geht. Die beiden Bedingungen, die in Ex 19,5 genannt werden als Voraussetzung dafür, dass Israel zu seiner Identität als ein „Königreich von Priestern“ finden kann, verweisen im Zusammenhang des nachfolgenden Bundesgeschehens (Ex 20–24) vielmehr auf ein Verständnis des Priestertums des Volkes, das nicht auf die Gottesnähe und -begegnung in Tempel und Kult bezogen ist, sondern im Bezugsrahmen der durch den Bund konstituierten bleibenden Gottesbeziehung steht.³ Dieses Verständnis des Priestertums steht in enger Anbindung an die in Ex 19,5 vorausgehende Bezeichnung Israels als Gottes „besonderes Eigentum“: Wie die Leviten aufgrund ihres Dienstes am Heiligtum gewissermaßen zum Eigentum Gottes werden („die Leviten gehören mir“, Num 3,12.45), so wird ganz Israel durch den Bund zu Gottes „besonderem Eigentum“, da es durch die im Bundesschluss konstituierte Beziehung bleibend in die Nähe Gottes eintritt und durch das „Hören“ auf sein Wort und das „Halten“ der Bundesbedingungen in seinem Dienst steht. Durch den Bund wird Israel also zu einem priesterlichen Volk, da es eine Art von Dienst- und Zugehörigkeitsverhältnis mit Gott eingeht.

Ein besonderer Akzent liegt dabei auf

dem „Hören“. Dieses rahmt nämlich in Ex 19,5 und 24,7 in gewisser Weise das ganze Bundesgeschehen: In 19,5 lautet der erste Bedingungssatz: „Wenn ihr auf meine Stimme hört ...“, worauf das Volk antwortet mit: „Alles, was der HERR gesagt hat, wollen wir tun.“ (19,7). Erst in 24,7 erfolgt die zu 19,5 wörtlich entsprechende Selbstverpflichtung Israels: „Alles, was der HERR gesagt hat, wollen wir tun; und wir wollen es hören.“ Die Reihenfolge von „Tun“ und „Hören“ überrascht hier. Sachlogisch geht das „Hören“ dem „Tun“ (im Sinne von „befolgen, ausführen“) voraus. Durch die Umkehrung der Abfolge und die dadurch sichtbar werdende rahmende Position des Hörens (19,5; 24,7) wird aber deutlich, dass es nicht um ein einmaliges Vernehmen des Gotteswortes geht, das danach mechanisch zu befolgen wäre. Vielmehr bedeutet der Bundesschluss das Eintreten Israels in eine lebendige Beziehung mit Gott. Folglich hat das Volk beständig und immer neu hinzuhören auf Gottes Stimme in kreativer Treue zum am Sinai geoffenbarten Wort. Der Sinaibund bedeutet Israels bleibende Zugehörigkeit zu Gott.

Die Bezeichnung Israels als „Königreich von Priestern“ bringt unter dieser Perspektive die bleibende Bindung an Gott zum Ausdruck. Diese Bindung vollzieht sich für den Kultpriester durch sein Amt, seinen Dienst am Heiligtum – auch in ganz existenziellem Sinn, da er sich von den dargebrachten Opfern ernährt. Für das Volk ereignet sich diese Bindung dagegen durch den Bund als einer lebendigen Beziehung, die im beständigen, immer neuen Hören auf Gottes Stimme

³ Vgl. dazu ausführlich John A. Davies, *A Royal Priesthood. Literary and Intertextual Perspectives on an Image of Israel in Ex 19,6*, London 2006, 170–188.

zur Geltung kommt. Das durch den Bund konstituierte Priestertum des Volkes ist damit in gewisser Weise ein Dienst an Gottes Wort.

Das wandernde Zeltheiligtum

Mit dem Bundesschluss in Ex 24 ist die in Ex 19 einsetzende Sinaitheophanie nicht zu Ende. Sie geht in eine neue Phase über, bei der das Zeltheiligtum im Mittelpunkt steht. Dessen Bauplan wird Mose in Ex 25–31 in allen Einzelheiten übermittelt. Nach dem Bundesbruch mit dem goldenen Kalb und der Bundeserneuerung (Ex 32–34) erfolgt die Ausführung der Bau- und Kunstarbeiten (Ex 35–39). Schließlich, nach der Errichtung des Zeltheiligtums und der Vollendung seiner Innenausstattung (40,1–33), wird die Wohnstätte von der Herrlichkeit Gottes erfüllt (40,34f). Von nun an bleibt Gott inmitten seines Volkes gegenwärtig, ist im mobilen Zeltheiligtum mit Israel durch die Wüste hindurch unterwegs (Ex 40,36–48; vgl. Num 10,11f). Die Theophanie auf dem Berg verlagert sich durch die Einwohnung Gottes im Heiligtum gewissermaßen in die Mitte des Volkes. Gott wird von nun an, wie Lev 26,11f verheißt, inmitten Israels seine „Wohnung aufschlagen“ und „in ihrer Mitte gehen“.

Für den Kultdienst am Zeltheiligtum werden Aaron und seine Söhne als Priester eingesetzt (Ex 40,12–16). Gleichzeitig erhält das ganze Volk Anteil am priesterlichen Dienst, da es beständig in der Nähe Gottes weilt, der mitten unter seinem Volk wohnt. Ganz Israel ist daher angehalten, sich zu heiligen und auf diese Weise für die Gottesnähe zuzu-

rüsten, wie das sog. „Heiligkeitsgesetz“ in Lev 17–26 deutlich macht. Dieses enthält neben Anweisungen bezüglich der kultischen Reinheit auch soziale Rechtsordnungen, deren Mitte und Essenz die Nächsten- und Fremdenliebe (Lev 19,18.34) darstellt. Das in Ex 19,6 zugesprochene Priestertum Israels erweist sich davon ausgehend als eine kollektive Aufgabe des ganzen Volkes: Durch die Einwohnung Gottes in seiner Mitte wird Israel selbst bildlich gesprochen zu einem wandernden Zeltheiligtum, zu einem heiligen Bau, der durch die kollektive Heiligung, d. h. durch die Liebe zu den Nächsten (= den Volksgenossen) und den Fremden beständig neu aufgerichtet wird.

Berufen zum Zeugnis

Abschließend geht der Blick über die Sinai-Erzählung und über das Alte Testament hinaus zur neutestamentlichen Rezeption von Ex 19,6. Ausgangspunkt dazu bietet die Eröffnung des Gotteswortes von Ex 19,4–6 an Israel. Die in 19,5 genannte doppelte Bedingung dafür, dass Israel seine Identität als „Königreich von Priestern“ verwirklichen kann, wird in 19,4 ihrerseits unter das vorausgehende Heilswirken Gottes an seinem Volk gestellt. Gott hat sein Volk aus der Knechtschaft Ägyptens errettet und „auf Adlerflügeln getragen“, um ihm nun in der Wüste zu begegnen. Der Aufgabe, auf Gottes Stimme zu hören und seinen Bund zu halten, geht die durch die Herausführung aus Ägypten verbrieft Zusage von Gottes Zuwendung voraus. Der Anspruch an Israel ist unterfangen durch den Zuspruch Gottes.

Diese Dynamik von Zusage und Aufgabe wird bei der Rezeption von Ex 19,6 in 1Petr 2,9 bestimmend. Die Anspielungen auf den Sinaibund und das Exodusgeschehen im Ersten Petrusbrief sind vielfältig. Im Hintergrund steht dabei die bedrängte Situation der christlichen Gemeinden in Kleinasien, die „in der Zerstreuung leben“ (1Petr 1,1) und dabei „durch mancherlei Prüfungen betrübt“ (1,6) werden. Die Christinnen und Christen leben als marginale Kleingruppen in einer ihnen ablehnend oder gar feindlich begegnenden Umgebung. In dieser Situation nun spricht der Verfasser ihnen zu, was Israel in Ex 19 wird:

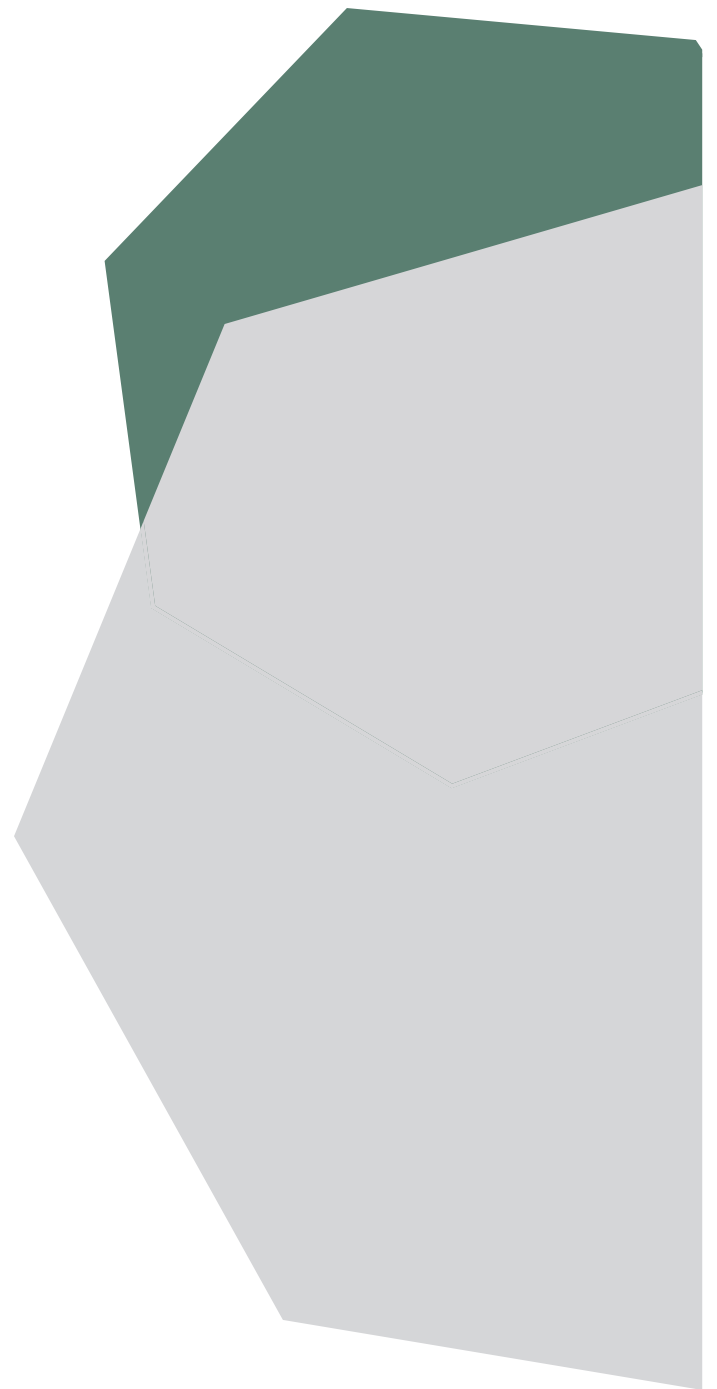
„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde ...“ (1Petr 2,9a) Im Licht des Auferstandenen, dem „Stein, den die Bauleute verworfen haben“, der aber „zum Eckstein geworden ist“ (1Petr 2,7; vgl. Ps 118,22; Jes 28,16), kehrt sich die Perspektive um. Trotz ihrer bedrängenden Situation brauchen die Christinnen und Christen sich nicht ängstlich zurückzuziehen und zu verstecken, denn sie sind das von Gott auserwählte Mittel zur Heiligung der Welt. Daher setzt sich denn auch die Zusage fort mit einer Ermutigung zum furchtlosen Zeugnis: „... damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.“ (1Petr 2,9b)

Die in Ex 19 zugesprochene priesterliche Identität Israels konkretisiert sich hier also in einer priesterlichen Sendung der Christinnen und Christen, die durch ihre Teilhabe an Christus zu einem „geistigen Haus aufbaut“ wurden und zum Zeugnis der Hoffnung (1Petr 3,15) berufen sind.■

Kurzfassung

Der Schweizer Theologe Dr. Tobias Häner ist seit kurzem Professor für Altes Testament an der Hochschule für Katholische Theologie in Köln. Mit einem bibelwissenschaftlichen Blick untersucht er in seinem Beitrag die priesterliche Bestimmung des Volkes Gottes. Dabei richtet er zunächst sein Augenmerk auf einen „Spitzentext des Alten Testaments“ (Ex 19,1 bis Num 10,11), den er als „theologisches Feuerwerk“ bezeichnet. Gerade in dieser Textstelle, in Ex 19,6, werde von dem Ausdruck ein „Königreich von Priestern“ gesprochen. Der Theologe macht zunächst darauf aufmerksam, dass in zwei Übersetzungen unterschiedliche Bedeutungen zum Ausdruck kämen: in der griechischen Übersetzung (Septuaginta) heiße es „königliche Priesterschaft“ und in der lateinischen (Vulgata) dagegen „priesterliches Königreich“. Darin zeige sich auch die Bandbreite der hebräischen Genitivkonstruktion des Begriffs. In einem ersten Punkt seines Beitrags untersucht der Alttestamentler die enge Verbindung zwischen den Bezeichnungen „Königreich von Priestern“ und „heiliges Volk“. Zweitens geht er auf den Zusammenhang von „der vorangestellten Bedingung, auf Gottes Stimme zu hören und seinen Bund zu halten“ ein und beleuchtet die Verknüpfung des Erscheinens Gottes mit dem Bundeschluss in Ex 24. In einem dritten Punkt möchte Häner „den weiteren Bau des Zeltheiligtums und des

dadurch ermöglichen Wohnens Gottes in der Mitte seines Volkes mit einbeziehen“. In der Textstelle von Ex 19,6 sieht der Theologe eine „einzigartige Konzeption des Priestertums des Volkes angelegt, die sowohl auf Gottes bleibende Gegenwart inmitten seines Volkes als auch auf das Beziehungsgeschehen des Bundes ausgreift“. Zum Schluss seines Beitrags geht der Blick des Alttestamentlers über die Sinai-Erzählung und über das Alte Testament hinaus und richtet den Blick auf die neutestamentliche Rezeption von Ex 19,6. Sie zeige sich besonders in Petr 2,9, in der bedrängten Situation der christlichen Gemeinden in Kleinasien. Dabei werde ihnen genau das zugesprochen, was Israel in Ex 19 verheißen wird: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde ...“ (1Petr 2,9a).



Warum ich Christ bin – Versuch einiger biografisch eingefärbter Antworten

Dr. Joachim Wanke, emeritierter Bischof von Erfurt, geht in seinem Beitrag auf seine biografische Verwurzelung im Glauben ein, der seinem Leben ein Grundvertrauen und eine offene Zukunft auf seinem Weg ermöglicht habe. Er beschreibt seinen Umgang mit „religiösem Rigorismus“ und der Suche nach einer Ethik, die sich aus der „Freiheit der Kinder Gottes“ speist. Auch wenn der christliche Glaube nicht verzaubere, setze er aber ein „Ermöglichungsgeschehen in Gang“ und schaffe immer „neue Handlungsräume“.

... weil ich dadurch mit Jesus Christus bekannt und vertraut werde.

Im Rückblick auf meine biografische Verwurzelung im christlichen Glauben wird mir immer deutlicher, dass dessen innerste Mitte die bleibende Anziehungskraft der Person Jesu ist. Ohne das Wissen und die immer mehr sich vertiefende Einsicht in die Einzigartigkeit dieser historischen und gleichzeitig die Historie überschreitenden Gestalt würde ich kein Christ bleiben. Es vermengen sich bei mir diesbezüglich aus der Schriftkenntnis gewonnene Einsichten mit existentiell-lebensgeschichtlich geprägten Erfahrungen, die meine Gottesbeziehung in religiöser Hinsicht christologisch „fermentieren“.

Meine intellektuelle, emotionale und letztlich religiöse Zustimmung zu einem umfassenden Gotteshorizont aller Wirklichkeit, auch meines eigenen Lebens, speist sich vornehmlich aus dem Gottesbild Jesu. Andere, etwa religionsphilosophische Überlegungen, die in der Auseinandersetzung mit der atheistisch-materialistischen Staatsideologie in der

DDR eine Rolle spielten, sind sicher im Blick auf die Denkmöglichkeit einer theistischen Weltdeutung auch weiterhin hilfreich. Aber sie verbleiben letztlich nur im Vorfeld der Faszination, die von der Botschaft des Evangeliums, für das die Gestalt Jesu steht, selbst ausgeht. Wenn es Gott wirklich geben und dieser eine Bedeutung für mein Leben haben sollte, dann ist es der Gott und Vater Jesu Christi.

... weil christlicher Gottesglaube mir ein Grundvertrauen in mein Leben und eine offene Zukunft möglich macht.

Von Jugend an begleitete mich in meiner religiösen Biografie die marxistische Religionskritik, die besonders den reaktionären gesellschaftlichen Charakter einer religiösen Lebenssicht hervorhob. Religiöses Denken und religiöse Lebenspraxis sollten daher mit allen Mitteln, auch denen staatlicher Repression, zurückgedrängt werden. Das hatte sehr konkrete und schmerzhaften Folgen für den einzelnen Christen und das Wirken der Kirche insgesamt.

Doch auch in der „offenen“ Gesellschaft muss sich jeder, der Christ sein will, kritischen Anfragen stellen. Dazu gehört etwa der Vorwurf gegenüber dem religiösen Glauben, dass er angeblich die Freiheit und den souveränen Selbststand des Menschen einschränke und verhindere, eine Lebenstapferkeit zu entwickeln, die auch den Härten und Absurditäten des Lebens standzuhalten vermag. Religiöser Glaube sei eben Selbstillusion, mit der man sich das eigene Leben mit seinen Unwägbarkeiten erleichtern will.

Im Nachhinein scheinen mir solche Infragestellungen einer religiösen Lebensentscheidung durchaus auch hilfreich zu sein. Sie machen diese Entscheidung ehrlicher und befreien sie von gedankenlosem „Mitmachen“ und zunehmender Gleichgültigkeit. In der Tat muss auch mein Glaube die Tatsache anerkennen, dass mein Leben und weithin die Zukunft mir bzw. jedem Menschen unverfügbar ist und bleibt. Eine religiöse Lebensdeutung hebt diese Unverfügbarkeit nicht auf. Gottvertrauen schließt also durchaus die Möglichkeit von Anfechtung und Zweifel an vermeintlichen Sicherheiten ein. Das anzunehmen und auszuhalten,

ja innerlich sogar zu bejahen, ist freilich kein unverantwortliches Lotteriespiel.

Gerade die Infragestellungen meines religiösen Glaubens machen mich auf eine kostbare Gabe aufmerksam, die dieser dem Menschen vermittelt: ein Grundvertrauen in das eigene Leben und eine offene Zukunft. Es ist wie mit der Geburt des Menschen. Ein Kind kommt ohne eigenes Wollen und Zustimmung zur Welt. Dennoch ist dem neugeborenen Kinde ein spontanes Grundvertrauen in sein Leben eigen. Das zeigt sich in der Zuwendung, welches es ihm begegnenden Bezugspersonen entgegenbringt, im Normalfall der Mutter, die es zum ersten Mal in die Arme und damit in ihre Obhut nimmt.

Man kann diesen Vorschuss an Vertrauen als einen „Trick“ der biologischen Evolution deuten. Dieses Vertrauen, woher es sich auch erklären mag, ist eine wichtige Voraussetzung zur Ausbildung und Stabilisierung der eigenen Persönlichkeit. Ohne Vertrauen kann Leben nicht gelingen. Das „Dialogische“, das „Zurückklächeln“ gehört biologisch, kulturell und eben auch religiös zu den Konstitutiva personalen Seins. Das Wissen um eine vermutlich naturgegebene Herausbildung solcher Prägung des Menschen hindert mich nicht, darin einen „Anruf“ zu erkennen, auf den es zu antworten gilt.

Dass ich diese Antwort mit Jesus Christus gebe, also in Nachahmung seiner Lebensgestalt versuche, gehört mit zu diesen scheinbar zufälligen, zumindest unverfügbaren Gegebenheiten meines konkreten Lebens. Das Stichwort „gnadenhaft“ hält die Erinnerung an diese Tatsache lebendig. Ich weiß, dass mei-

ne Autonomie im Blick auf die Gestaltung meines Lebensweges sehr begrenzt ist. Doch ich erfahre umgekehrt, dass ich offensichtlich einen (für mich bestimmten) Weg geführt werde. Und diese Erfahrung wird immer eindringlicher und überzeugender, je mehr ich diesem „Geführt-Werden“ innerlich zustimme. Auch das ist ein Weg mit Höhen und Tiefen. Doch insgesamt scheint für unsere Wahrnehmung zu gelten: Manche Dinge offenbaren sich mit ihrem „Geschmack“ erst dann, wenn man den Standpunkt des neutralen Betrachters aufgibt und sich selbst aktiv auf sie einlässt.

... weil der auf Jesus Christus hin zentrierte Gottesglaube vor religiösem Rigorismus und Fanatismus bewahrt.

Gegenwärtig gewinnt die Verdächtigung von Religion als Quelle von Gewalt, Diskriminierung und Inhumanität weltweit neues Gewicht. Auch der christliche Glaube muss sich solchen Vorwürfen stellen.

Eine diesbezügliche Schlüsselaussage Jesu überliefert Mt 22,20. Auf die Frage seiner Gegner nach der Zulässigkeit der sog. Kaisersteuer antwortet Jesus mit dem bekannten Wort: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört.“ Jesus überschreitet die damalige (und bis heute) relevante Spannung zwischen religiösem Zelotismus und pragmatischer bzw. gedankenloser „Angepasstheit“ an gesellschaftliche Gegebenheiten mit dem Hinweis auf den gewichtigeren Horizont, der für jeden frommen Juden bestimmend sein sollte: der Anspruch Gottes und die Anerkennung seiner Herrschaft über sein

erwähltes Volk. Dieses Herr-Sein Gottes neu zu proklamieren und einzufordern, ist zutiefst das eigentliche Lebensprogramm des Nazareners. Es zeigt sich in seinem Verhalten (etwa den Jüngern zu untersagen, Feuer auf das ungastliche Dorf der Samariter herabzurufen, vgl. Lk 9,52-55) bis hin zu der zentralen Bitte im Herrengebet, das er seine Jünger lehrt: „Dein Reich komme. Dein Wille geschehe.“ Und damit ist gesagt: Nicht unser Wille geschehe.

Es muss freilich sofort hinzugefügt werden: Dieses Programm wird eingefasst und begründet vom Wissen Jesu, dass Gott kein den Menschen ferner Gott ist oder gar ein blindes, gesichtsloses Fatum. Jesus teilt den Bundesgedanken jüdischer Frömmigkeit. Der Gott Jesu ist zwar unser „Herr“, an dem unsere Existenz hängt, aber er ist dies als „Vater“, dessen Erbarmen und Zuneigung zum Menschen seine Rechtsansprüche übersteigt. Und dies gilt nicht nur im Blick auf Gottes Bundesvolk Israel, sondern vermittelt durch Israel für die ganze Völkerwelt, wie schon die Propheten wussten. Damit ist grundsätzlich in der Nachfolge Jesu jedes Ausschließlichkeitsdenken ausgeschlossen, obgleich auch christliche Frömmigkeit in ihrer geschichtlichen Entfaltung vor Fanatismus mit seinen schlimmen Konsequenzen nicht gefeit war und ist.

Für den Christen gilt: „Nicht selbst Gott zu spielen, sondern Gott zu dienen“ (Franz Kamphaus), also ihm die Ehre zu geben, ihn anzubeten, ihn nachzuahmen – und zwar nach den von Jesu Wort und Verhalten her vorgegebenen Maßgaben. Das führt nicht in jeder Einzelfrage zu konkreten Handlungsanweisungen, bei-

spielsweise im politischen Urteilen und Handeln, zeigt aber einen Horizont auf, innerhalb dessen sich zukunftsfähige, humane Lebensräume auftun – oder um es in der Sprache und biblischen Bildwelt des Juden Jesus zu formulieren: „Gottes Reich“ bzw. „Herrschaft“ in Erscheinung tritt.

... weil die Nachfolge Jesu zu einer Ethik anleitet, die sich aus der „Freiheit der Kinder Gottes“ speist.

Die derzeitigen spannungsreichen kulturellen Wandlungs- und Wachstumsprozesse, die auch die weltweite katholische Kirche und deren Selbstverständnis in Lehre und konkreten Lebensweisungen betreffen, relativieren sich für mich in zweifacher Hinsicht. Zum einen im Blick auf die historisch gewachsene Gestalt des Christentums und dessen jeweilige Prägung in konkreten geschichtlichen Situationen. Zum anderen erhalten diese Spannungen für mich einen veränderten Horizont durch die theologische Einsicht in die Vorordnung des „Indikativs“ des Gotteshandelns vor dem „Imperativ“ dessen, was daraus beispielsweise für das sittliche Handeln der Glaubenden folgt. Das ist nicht immer sofort und in allen Einzelheiten klar erkennbar und damit immer wieder neu strittig. Es bringt oftmals auch schmerzhaft Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche mit sich, wie wir derzeit wieder erleben.

Der Apostel Paulus etwa lässt gegenüber der jungen Christengemeinde in Philippi erkennen, dass er weithin das Ethos der zeitgenössischen heidnischen Stoa übernimmt. „Im Übrigen, Brüder und Schwestern: Was immer wahrhaft, edel und recht, was lauter, liebenswert,

ansprechend ist, was Tugend heißt und lobenswert ist, darauf seid bedacht“ (Phil 4,8). Um freilich anzuzeigen, was das genuin Christliche am Handeln des Getauften ausmacht, verweist der Apostel auf die Glaubenskatechese und sein eigenes Lebensvorbild. „Und was ihr gelernt und angenommen, gehört und an mir gesehen habt, das tut“ (Phil 4,9), wobei Paulus sich selbst in seinem Handeln dem Vorbild Christi verpflichtet weiß (vgl. 1 Kor 11,1).

Was diese Katechese und das persönliche Vorbild des Apostels im Blick auf die konkrete Gestalt christlichen Ethos beinhaltet, entfalten dann die Mahnungen der paulinischen Briefe, etwa im Blick auf das Gemeindeleben in Phil 2,2-4. Dort ist z. B. von der Hochachtung voreinander und der Zurücknahme eigener Rechte und Ansprüche um des Wohles der anderen willen die Rede, was wiederum sofort am Beispiel der Selbstentäußerung Christi (vgl. den nachfolgend zitierten Christushymnus 2,6-11) seine innere Begründung erfährt.

Mein Fazit: Was immer bleibend und (der Sache nach) unverändert am christlichen Ethos christlich ist, muss sich im Blick auf Jesus Christus erweisen. Das ist eine hochbrisante Aussage. Der christliche Glaube trägt gleichsam in seinem Wandergepäck das „Dynamit“ mit sich, mit dem Angepasstheit, Gewohnheit und das Vergessen der Ursprünge „aufgesprengt“ wird – wie es immer wieder im Verlauf der Kirchengeschichte besonders durch große Heiligenbiografien geschah. Maßstab und bleibender Reformansatz für das „Christliche“ im christlichen Glauben ist der Lebensentwurf Jesu Christi mit seinen Grundentscheidungen,

einschließlich seines Lebensgehorsams in das Dunkel des Todes hinein.

Ansonsten gilt das Pauluswort: „Prüft alles und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21). Das mag zwar eine sehr allgemeine Maxime sein, verweist die konkrete Ausgestaltung des Christlichen aber immer wieder auf seinen Ursprung und seine bleibende Mitte: das Evangelium, das in der Person und im Lebensgeschick Jesu Christi uns vorgegeben ist. Auch „Großinquisitoren“ können mit einem „verbesserten Jesus“ das Christentum nicht auf eine höhere bzw. plausiblere Stufe heben, wie schon der russische Schriftsteller Dostojewski wusste. Eine zentrale Mahnung des Johannesevangeliums lässt Jesus sagen: „Bleibt in mir und ich bleibe in euch“ (Joh 15,4). Das bewahrt den christlichen Glauben vor dem Versiegen der Quellen, vor dem Ausweichen ins Nebensächliche, vor mancherlei Verirrungen wie etwa Aberglaube, Fanatismus, falschen Hoffnungen auf innerweltliche Evidenz oder fataler Selbstüberschätzung.

Was mich am gegenwärtigen Zustand der Kirche unruhig macht, ist weniger der Streit um diese oder jene Einzelproblematik. Es ist vielmehr die Sorge, zu wenig auf Jesu Christi gesamte Lebensgestalt zu schauen, die im „pro vobis“, im „für euch und für alle“ auch mein persönliches Leben und die Gestaltung kirchlichen Daseins im Wandel der Zeiten insgesamt bestimmen muss.

... weil der christliche Glaube es wagt, angesichts des unbestreitbar Bösen in der Welt, das auch mir nicht fremd ist, von gelingendem Leben zu sprechen.

Am Anfang des Christentums steht ein Skandal: Der „Urheber und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2) Jesus Christus ist hingerichtet worden. Sein Sterben am Kreuz, verursacht von seinen Gegnern, deuteten seine Jünger als offensichtliches Scheitern seiner Botschaft und Sendung.

Jesus hat das Schicksal vieler Propheten Israels erfahren: Widerspruch und Ablehnung bis hin zum gewaltsamen Tod. Nicht umsonst ist das Kreuz das paradoxe Signum des christlichen Glaubens geworden. Was freilich das Kreuz Jesu vom Geschick der verfolgten Propheten unterscheidet, erschließt sich im Bedenken dieser beiden Fragen: Wer leidet hier und wie nimmt er, der sich als „Sohn“ von seinem „Vater“ gesendet weiß, die scheinbare Erfolglosigkeit seiner Sendung an? Die zweifellos vom Osterglauben der jungen Kirche überformten Evangelienberichte lassen das vorsichtige, aber durch Indizien gestützte Urteil zu: Jesus geht nicht in Verzweiflung seinem Sterben entgegen. Er überlässt angesichts seines eigenen Todes vielmehr Gott die Vollendung dessen, was er als seinen Auftrag sah: Herold des kommenden und schon in seinen eigenen Worten und Taten gegenwärtigen Reiches Gottes zu sein.

Der christliche Glaube sieht also beides: Jesus nimmt bereitwillig sein Sterben und das Dunkel seines menschlichen Nichtwissens über den Sinn seines Todesgeschicks an. Gleichzeitig aber bleibt sein Vertrauen auf Gottes schöpferische

Lebensmacht bestehen, vielleicht getragen von den ihm bekannten biblischen Schrifttexten vom leidenden Gottesknecht oder vom Geschick der verfolgten Gerechten, die trotz ihres Sterbens von Gott nicht im Stich gelassen werden. Ein frühchristlicher Hymnus spricht von Jesu „Gehorsam bis zum Tod“ (Phil 2,8). Nicht Resignation, Verzweiflung oder gar Rebellion stehen am Ende der Biografie Jesu. Jesus geht bereitwillig in ein Sterben, das er – ohne es letztlich zu verstehen – von seinem Vater ihm auferlegt weiß.

Das ist die innerste Mitte des Übergangs vom Karfreitag zum Ostergeschehen. Jesus realisiert an sich selbst, was er die Jünger beten gelehrt hat: „Vater, Dein Wille geschehe!“. So erfolgt, wie dann der Glaube bekennt, im Sterben Jesu durch Gottes Ratschluss und Wille der menschlich nicht zu erwartende Übergang zu einem neuen, österlichen Leben, zu einer zweiten Schöpfung mit einem neuen „Adam“ und einem an Jesu Leben sich orientierenden gehorsamen „Israel Gottes“ (Gal 6,16).

Das innerste Geheimnis des Sterbens Jesu, das „uns zugute“ kommt, bleibt unergründlich. Aber dass Unschuldige für schuldig Gewordene eintreten, ist auch unserer Erfahrung nicht fremd. Wir leben mehr als wir meinen vom Einsatz anderer. Bei menschlicher Solidarität bzw. Stellvertretung stößt man freilich bald auf Grenzen. Das Kreuz Jesu ist für mich eine Chiffre für eine Liebe, die so stark ist, dass sie in ihrer Zuwendung zum anderen ganz schwach werden kann. Das weist über menschliche Möglichkeiten hinaus.

Es gibt Lasten, die Menschen nicht aufzuheben vermögen: den Verrat des Freundes, die in den Schmutz getretene

Liebe, die menschenverachtende Folterung, den Genozid als die Vernichtung eines ganzen Volkes. Fassungslos stehen wir vor der Wirklichkeit menschlicher Schuld. Auch der Atheismus ringt mit dem Geheimnis des Bösen, das wir nicht wegerklären, auch nicht „wegerziehen“ oder gar genetisch „wegmanipulieren“ können. Dieses Mysterium ist für uns undurchdringlich. Man muss wohl in die Unauslotbarkeit göttlicher Liebe hinabsteigen, um dieses Wort zu verstehen: „Seht das Lamm Gottes, das aufhebt und wegträgt die Sünde der Welt!“ In diese Tiefendimension auch meines in Schuld gefangenen Lebens lässt mich der christliche Glaube Einblick nehmen.

Hier berühre ich aber auch die Quelle, aus der schuldig gewordenen Leben sich erneuern kann: die Zuwendung einer Liebe, die unter Wahrung meiner Freiheit, diese zu erwidern oder abzulehnen, einen Neuanfang ermöglicht. Der christliche Glaube setzt ein „Ermöglichungsgeschehen“ in Gang. Er verzaubert nicht, er aktiviert vielmehr alle Kräfte des Menschen und schafft neue Handlungsräume. Das haben die Jünger Jesu am Ostag erfahren. Sie sagen: Gott selbst hat am Gekreuzigten gehandelt. Er hat ihn „auferweckt“, aber eben „als Ersten der Entschlafenen“, wie der Apostel Paulus im Blick auf die an Christus Glaubenden formuliert (vgl. 1 Kor 15,20).

Für mich bedeutet die Osterbotschaft ein fester Halt in der unbezweifelbaren Anfechtung, die das Böse als scheinbar unausrottbare destruktive Wirklichkeit darstellt. Christen gehören zu jenen Menschen, die nach den Katastrophen in Zeit und Geschichte immer wieder und trotz allem den Neuanfang wagen.

Die Trümmerfrauen Berlins, die nach dem Zusammenbruch des letzten Krieges an das große „Aufräumen“ gingen, sind mir dafür ein sprechendes Bild. Niemand garantierte ihnen damals und uns heute, dass ein zweiter Versuch eines Neuanfangs gut ausgehen wird. Es gibt in dieser so verfassten Welt kein endgültiges „Aufräumen“. Aber es gibt ein immer neues „Anfangen“, weil wir um den von Gott gesetzten österlichen „Neuanfang“ wissen. Das wird hintergründig in einer alten Petrusüberlieferung erzählt. Nach vergeblichem Fischfang wird Petrus von Jesus aufgefordert, erneut zum Fischfang auszufahren. Gegen all seine Berufserfahrung gehorcht er mit den Worten: „Doch auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen“ (vgl. Lk 5,5).

Es ist wichtig, dass viele Menschen dies nachsprechen können: „Auf dein Wort hin!“ Mein christlicher Glaube lehrt mich, dass ich – solange ich atme – hoffen darf. Und das gilt nicht nur von mir, was mich zusätzlich vorsichtig macht bei der religiösen „Klassifizierung“ meiner Mitmenschen. Es mag mancherlei auch innerweltliche Argumente geben, in immer neuen Ansätzen, in immer neuen „Versuch- und Irrtum-Experimenten“ im Kampf gegen die Übel in der Welt nicht nachzulassen. Dazu gehört auch zumindest die Einhegung des Bösen. Ohne Zweifel gibt es anerkennungswerte humane Fortschritte und Verbesserungen in den Lebensbedingungen der Menschheit, aber eben auch immer neue Gefährdungen, nicht zuletzt auch solche, die aus unseren eigenen Bemühungen um Fortschritte erwachsen. Doch es gibt keinen endgültigen Grund zur Resignation.

Die Bitte (und Gewissheit) um „Erlö-

sung von dem Bösen“, die im Ostersieg Christi über Sünde und Tod begonnen hat, gehört als feste Hoffnung zu meinem Glauben. Ich könnte auch formulieren: bei meinem ganz persönlichen Übergang vom Karfreitag zur vollendeten Osterwirklichkeit. Der Gang in das Dunkel meines Sterbens bleibt mir freilich auch durch den Osterglauben nicht erspart. Aber auch in der Finsternis sind Geländer willkommen.

... weil der christliche Glaube mich zu einem immer neuen Staunen und Danken führt.

Von jeher haben Menschen die Biografien von Frauen und Männern fasziniert, die unser Wissen um die Geheimnisse der Welt und des Universums erweitert haben – oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens. Diese Faszination habe ich nicht nur als junger Mensch mit vielen anderen geteilt. Sie hat mich auch jetzt nicht verlassen. Mit Staunen nehme ich wahr, wie derzeit immer wieder Grenzen unserer bisherigen Erkenntnis der Welt überschritten werden. Selbst wenn ich der Abstraktion der mathematischen Formelsprache, mit der weithin diese Einsichten dargestellt werden müssen, nicht folgen kann: Ich ahne, dass das Erkennen der Welt, in die wir hineingestellt sind, wohl nicht so schnell an ein Ende kommen wird.

Von solchem Staunen über die Wunder des Universums redet auch die Bibel. Sicherlich bleiben die diversen biblischen Texte bei der Beschreibung der Welt immer auch dem Erkenntnisstand ihrer jeweiligen Entstehungszeit verhaftet. Doch teilen auch die biblischen Autoren den Drang zum Erkennen des Kosmos und seiner Gesetzmäßigkeiten. Doch

noch mehr leiten diese Texte an, die uns umgebende Wirklichkeit als Schöpfung zu begreifen, die Rückschlüsse aus ihrer Größe, Ordnung und Schönheit auf ihren Schöpfer und Erhalter zulässt. Die Weisheitsliteratur Israels und besonders auch die Psalmen laden ein, dafür dem Schöpfer Dank zu sagen und sein Lob zu singen. Christlicher Glaube, der ja die Tradition der gesamten biblischen Überlieferung einschließt, versteht sich – wie zutiefst auch die jüdische Frömmigkeit – als ein „Resonanzgeschehen“ (Hartmut Rosa).

Es gibt ein merkwürdiges Jesuswort von den Kindern, die auf dem Marktplatz sitzen und einander zurufen: „Wir haben für euch auf der Flöte (Hochzeitslieder) gespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint“ (Lk 7,32). Ich verstehe dieses Wort in diesem Sinn: Gottes machtvolle Liebe, die sich in seinen Werken und in der Heilsgeschichte zeigt, will nicht echo-los, nicht resonanz-los bleiben. Das Wort scheint zu bezeugen, dass Jesus manchmal auch angesichts der Erfolglosigkeit seiner Predigt Anfechtungen von Resignation durchstehen musste.

Ich wage es einmal, einen aus unseren Erfahrungen mit der Coronapandemie sich nahelegenden Vergleich heranziehen. Welcher Künstler sehnt sich nicht nach einem Publikum, das seine Künste auch dankbar würdigen kann? Die derzeitigen staatlichen Vorschriften zur Bekämpfung der Pandemie dünne nicht nur unseren Kirchenbesuch aus. Teilweise sind auch Theater, Kinos und Schaubühnen ganz geschlossen. Die Künstler klagen über das fehlende Publikum, das ausbleibende „Echo“, das ja erst aus ei-

nem Kunstwerk ein Kunstereignis macht, aus einem Monolog einen Dialog, aus einem Spielangebot ein Mitspielen vieler.

Jesus dürfte seine Sendung in Israel als Einladung zum Spiel der Liebe mit seinem Gott und Vater verstanden haben. Seine Gleichnis-Reden z. B. sind voll von Gastmahl-Geschichten. Wir sind zu einem Fest Eingeladene! Das ist an sich eine merkwürdige Weise, von Gott und seinem Handeln am Menschen zu sprechen. Die Bildgeschichten Jesu sind uns so vertraut, dass wir das Befremdliche an ihnen oft nicht mehr wahrnehmen. Die Metapher des Festes bzw. des Festmahles ist mehr als ein Bild. Es enthält die Sache des Reiches Gottes. Es zielt im Kernpunkt auf einen Dialog nie endender, spielerischer, seliger Liebe.

Damit berühre ich einen mir wichtigen Aspekt meines christlichen Glaubens: die Einladung, in die Danksagung an Gott (griechisch: *eucharistia*) einzustimmen, zum einen in die liturgisch-sakramentale Danksagung der Kirche an Gott „durch, in und mit Christus“, zum anderen in die Danksagung mit meinem persönlichen Leben als „geistigen Gottesdienst“ (Röm 12,1), auch wenn dieser mühselig und fragmentarisch bleibt.

Paulus kann am Ende einer kurzen Dankbriefes an die Gemeinde in Korinth für deren Geldspende völlig unvermittelt mit dem Ausruf schließen: „Dank sei Gott für sein unfassbares Geschenk!“ (2 Kor 9,15). Die staunenswerten Dinge der Schöpfung bzw. menschlichen Gaben und Geschenke werden gleichsam zu Zeichen für das „Ursakrament“ Jesus Christus, das in seiner Person das alles Begreifen übersteigende Geschenk des barmherzigen Zuwendung Gottes zu

allem darstellt, was er geschaffen hat und im Leben erhalten will.

In dieser durchtragenden *eucharistia* sieht der Apostel die innerste Mitte seines ganzen apostolischen Wirkens. In einem Schreiben wieder an die Gemeinde in Korinth weiß er von seinen Nöten und Leiden zu berichten, die er in seinem Dienst als Apostel auf sich nimmt. Und er beschließt die Hinweise auf diese Mühen und Strapazen mit den Worten: „Alles tun wir eurentwegen, damit immer mehr Menschen aufgrund der überreich gewordenen Gnade den Dank (*eucharistia*) vervielfachen zur Verherrlichung Gottes“ (2 Kor 4,15).

Für mich ist diese Briefstelle ein Schlüsselwort meines Christseins geworden, auch meines Selbstverständnisses als Priester und Bischof inmitten vieler Mitchristen und auch Zeitgenossen, die „dem Geist des Reiches Gottes nicht fern sind“ (Mk 12,34). Die Kirche ist letztlich dazu da, in jeder Generation und Zeitepoche neu „den Dank an Gott zu vervielfachen“. Und das geschieht auf vielfache Weise – auch heute. Dieser unaufhörliche Dank ist gleichsam das „Grundwasser“ kirchlichen Lebens und Handelns, aus dem immer neue geistliche Fruchtbarkeit erwachsen kann. Wie unzählige Getaufte vor mir und neben mir versuche ich, mich mit dem Beistand „von oben“ in diese „Dankerstattung“ einzubringen. Damit habe ich noch lange zu tun. ■

Kurzfassung

Dr. Joachim Wanke, emeritierter Bischof von Erfurt, antwortet in einem „Versuch einiger biografisch eingefärbter Antworten“ in sechs Punkten auf die Frage „Warum ich Christ bin?“. In seinem ersten Punkt geht er auf seine „biografische Verwurzelung im christlichen Glauben“ ein und wie sehr darin Jesus Christus die „innerste Mitte“ seines Lebens ist. Zweitens bekennt er, dass sein Glaube ihm ein „Grundvertrauen“ und „offene Zukunft“ ermöglicht habe. Er reflektiert diese Aussage auch hinsichtlich der politischen Systeme der DDR und der BRD. Das aus dem Glauben gewachsene Grundvertrauen habe ihn, so Wanke, ein Leben lang begleitet und auf seinen – „für mich bestimmten“ Weg – geführt. In einer dritten Antwort auf seine Grundfrage betont der Bischof, dass ihn der „auf Jesus Christus hin zentrierte Gottesglaube vor religiösem Rigorismus bewahrt habe“. Zunächst aber weist er darauf hin, dass Religion und damit auch das Christentum sich dem Vorwurf stellen müssen, als Quelle von Gewalt wirken zu können. Allerdings sei „in der Nachfolge Christi jedes Ausschließlichkeitsdenken ausgeschlossen“ und für jeden Christen gelte: „Nicht Gott zu spielen, sondern Gott zu dienen“. Viertens begründet Bischof Wanke sein Christsein daraus, dass „die Nachfolge Jesu zu einer Ethik anleitet“, die sich aus der „Freiheit der Kinder Gottes“ speist. Hier unterstreicht der Theo-

loge, dass sowohl das Bleibende wie auch das zu Reformierende in der Kirche immer „sich im Blick auf Jesus Christus erweisen“ müsse, auf seinen „Lebensentwurf mit seinen Grundentscheidungen“. In seinem fünften Punkt geht der Bischof darauf ein, dass er Christ sei, weil es auch „angesichts des unbestreitbar Bösen in der Welt“ möglich sei, „von gelingendem Leben zu sprechen“. Der christliche Glaube verzaubere zwar nicht, setze aber ein „Ermöglichungs-geschehen in Gang“, aktiviere „alle Kräfte des Menschen“ und schaffe somit „neue Handlungsräume“. Im letzten Punkt seiner Ausführungen erklärt Bischof Wanke sein Christsein mit dem im Glauben begründeten immer neuen „Staunen und Danken“. Gerade das Staunen über die „Wunder des Universums“, die sich in der Wissenschaft zeigen, aber wovon auch die biblischen Texte Zeugnis geben, manifestierten die „Größe, Ordnung und Schönheit“ ihres Schöpfers. „Gottes machtvolle Liebe“ die sich darin offenbart, könne nicht „echo-los, nicht resonanz-los bleiben“. Gerade in den Gleichnis-Reden Jesu komme zum Ausdruck, dass die Menschen Eingeladene zu einem Fest seien, das die „Sache des Reiches Gottes“ sei und „im Kernpunkt auf einen Dialog nie endender, spielerischer, seliger Liebe“ ziele.

Immer neu Priester werden

Dr. Wilfried Hagemann lebt als emeritierter Pfarrer in Bocholt in einer Priestergemeinschaft und engagiert sich in der Pastoral der Pfarrei St. Georg. Er ist, wie er selbst sagt, an der Basis angekommen – nach Jahrzehnten unterschiedlicher Verantwortungen und Tätigkeiten und daraus entstandener vielfältiger Kontakte in Kirche und Gesellschaft. Aus eigenen Erfahrungen und aus der Teilhabe an Erfahrungen anderer ist seine Sicht auf die Kirche und auf das Leben als Priester und Christ gewachsen. Er gibt in seinem Beitrag ein Zeugnis davon, wie auch in einer Zeit der Bedrängnis priesterliches Leben gelingen und zum Glück führen kann.

In der Sendung des Priesters, in der Gestalt seines Lebens, in seiner Zerbrechlichkeit, in seinen Fehlern kommt etwas zum Vorschein, was heute für die Kirche eine große Herausforderung ist. Wie heute Priester sein, authentisch und glücklich? Es ist eine Überforderung, es ist ein Risiko. Das spüren alle, die heute ein Priesterseminar leiten, wie ich es selbst neun Jahre tun durfte. Es kommen kaum noch Kandidaten. Es ist schwer, junge Menschen dafür zu begeistern. Nicht so oft begegnen wir Menschen, die sich vom Geist Gottes ansprechen und leiten lassen. Es ist mehr denn je wichtig, die Quelle des Geistes Gottes einander gegenseitig zu erschließen. Ich gehe davon aus, dass Personen, die sich vom Geist Gottes ansprechen lassen, in ihrem Leben authentisch werden, ja glücklich. Dies gilt für Christinnen und Christen in einer Familie oder im Orden, für Menschen, die in der Gesellschaft oder im Beruf Verantwortung übernehmen, und ebenso auch für Priester und Seelsorger und Seelsorgerinnen. Daraus ergibt sich die Frage nach den Quellen, die uns den Geist Gottes erschließen. Vielleicht kann dieser Artikel Leserinnen und Leser anregen, sich zu fragen, welches denn die eigene geistliche Quelle ist.

Eine neue Art des Hinhörens

Priester sein, oder nicht besser: immer neu Priester werden? Im Pfarrhaus von St. Georg in Bocholt probieren wir es. Wir vertreten hier drei Generationen (39 Jahre, 60 Jahre, 82 Jahre). Was ist unsere Identität? Die gegenseitige Offenheit im Leben unter dem Evangelium. Wir reden oft darüber beim Frühstück, nach den Laudes und der Meditation anhand der Tageslesungen der Eucharistiefeier. Wenn in unserem Gespräch echtes Leben und gute Erfahrungen auftauchen, entwickelt sich tiefe Freude in mir. Wenn ich sehe, wie ein Kaplan mittels Instagram so viele Jugendliche für Jesus begeistert, denke ich: Ja, das ist es, Diener des Wortes sein. Ich erlebe es beim leitenden Pfarrer, der sich immer wieder neu hineingibt in das wöchentliche Dienstgespräch mit dem Team, den „Mit-Dienenden“: Es sind die beiden Kirchenmusiker, die Küsterin, die Verwaltungsleiterin des Pfarrbüros, die Pastoralreferentin, die Schulseelsorgerin, die Jugendreferentin, der Seelsorger für die Senioren, die Diakone, die drei aktiven Priester und auch ich selbst als Emeritus. Zu Beginn nehmen wir uns im Schriftgespräch Zeit, um uns unter das Wort Gottes zu stellen. Ich erlebe etwas Authentisches. Ich erlebe Priester, die sich zusammen mit den Verantwortlichen in der Seelsorge mühen, achtsam

auf den anderen und darin auf Gott zu hören. Und manchmal ringen wir um den Weg und versuchen aufeinander hin richtig tief durchzuhören. Da merke ich: Diese Art des Hinhörens ermöglicht eine besondere Form von Authentisch-Sein. Ein solches Bemühen führt zu einer wachsenden Identität und zur Freude. Wie sehr freuten wir uns, dass die Pastoralreferentin die Eltern der Erstkommunionkinder in dieser schweren Zeit der Coronapandemie für kleine Feiern der Erstkommunion gewinnen konnte, meist im Sonntagsgottesdienst der Gemeinde. Es entwickelte sich dadurch ein neues Konzept, das vielleicht Zukunft hat: keine großen, sondern bescheidene Feiern. Authentisch sein, Kirche sein heute. Ähnlich war es bei den Firmanden. Sie ließen sich von der Schulseelsorgerin für kleine Feiern der Sakramentenspendung gewinnen. Und unsere Kirchenmusiker fanden neue, gute Ansätze, die bisher so noch nicht praktiziert worden sind. Wenn ich solches erlebe, spüre ich einen Gestaltwandel im Leben der Kirche, echtes Kirche-Sein, klein und bescheiden. Dies weckt in mir ein inneres Glück.

Massive Kirchenaustritte

Stellen wir uns noch einmal die Frage: Wie können Priester heute glücklich werden und authentisch leben, wo so

viel querläuft auf den verschiedensten Ebenen etwa einer Diözese oder auf der Ebene der Deutschen Bischofskonferenz? Ich denke an die Auseinandersetzungen um sexuellen Missbrauch durch Priester und Ordensleute, an Vertuschung auf der kirchenleitenden Ebene und die Rücktrittsangebote mehrerer Bischöfe im Jahr 2021. Die immer wiederkehrenden öffentlichen Debatten um die katholische Kirche, auch infolge vatikanischer Erklärungen, verunsichern viele Christinnen und Christen bei uns. Es kommt zu einem Strom von Kirchenaustritten in beiden großen Kirchen. Seit Jahren ist die Krise auch daran erkennbar, dass die Priesterseminare leer geworden sind, ja dass heute nicht nur junge Leute in den Gottesdiensten fehlen. Es tut weh, dass so viele Priester aufgehört haben. Ich habe mir vorgenommen, mit vielen von ihnen in Kontakt zu bleiben, durch Besuche, Telefonate und durch geistliche Tage für frühere Fokolarpriester und ihre Frauen.

Für mich ist dabei ein Lichtblick der 2019 begonnene Synodale Weg, der Wege zum Hören auf den in der Kirche gegenwärtigen Jesus Christus öffnet, unterschiedliche kirchliche Erfahrungshorizonte miteinander ins Gespräch bringt, um gemeinsam den suchenden Menschen von heute zu begegnen.

Schatz in zerbrechlichen Gefäßen

Aber warum drückt mich diese Situation nicht ganz nieder, wo sich doch so viele echte, sich dem Evangelium verpflichtete Priester heute wie Parias und Sündenböcke der Gesellschaft erfahren? Mache ich mir etwas vor, wenn ich in all dem, was heute auf dem Kirche-Sein,

dem Katholisch-Sein lastet, nicht loslasse von der Kirche, von Jesus Christus, vom Evangelium? Mir hilft dabei auch der Kontakt zu anglikanischen Priestern, zu lutherischen Pfarrern und Freunden in Deutschland und zu lutherischen Priestern in Schweden. Diese Kontakte helfen mir seit Jahren. Unter uns wird ein Wort Jesu durchbuchstabiert: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben“ (Lk 12,32). Und wir hören ein Pauluswort mit anderen Ohren: „Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen“ (2 Kor 4,7). Es ist die sündige Kirche gemeint, die auch heute Jesus den Auferstandenen bezeugt. Wir dürfen Diener Seines Wortes sein und bezeugen, dass er, der Gott und Vater Jesu Christi, nicht stumm ist, sondern redet und alle Menschen im Blick hat. Wir Priester aus unterschiedlichen Kirchen scharen uns um Jesus, den Kyrios. Wir leiden an der fehlenden Kommuniongemeinschaft. An uns klebt die Last von Jahrhunderten, aber wir leben von Jesus Christus her, der am Kreuz alle Menschen angenommen hat, auch die Priester und Seelsorger. Dadurch wird es für mich möglich, heute authentisch zu leben.

Geheimnis des Kreuzes

Chiara Lubich hat intensiv mit Priestern das Gespräch gesucht, immer wieder, bis an ihr Lebensende († 2008). Mich beeindruckte dabei, dass es ihr um eine innere Formung ging. Sie hatte den Mut, schon in den 1960er-Jahren mit Priestern, die Kontakt zu ihr suchten, an einer neuen Gestalt des Priesterseins zu arbeiten. Sie erspürte von innen, dass ein Priester bis auf den Grund seiner Seele und in seinem

amtlichen Tun zunächst einmal einfach als Christ lebt. Sie lud uns ein, das Amtliche hintanzustellen und ganz konkret als Christ zu leben. Das hat mich damals bis heute sehr überzeugt. So konnte eine Seite aus ihrem Tagebuch von 1964 mich bis heute begleiten und formen.

Unter dem Datum 22. April 1964 lese ich: „In zwanzig Jahren des Lebens haben wir vielleicht begriffen, was ein Christ ist. Der Christ ist einer, der liebt. Die Christen sind Menschen, die sich lieben. Der Christ ist arm, er muss arm sein, auch wenn Gott ihn dann reich macht mit dem Hundertfachen an allem, an Brüdern, an Häusern, an Besitz, den er wieder verteilt oder an dem er andere teilhaben lässt. Der Christ ist rein, er liebt das Kreuz, er lebt für das andere Leben. Er betet, ist immer tiefer mit Gott vereint, er richtet nicht, ist mitleidig, geduldig, ist gütig, er bringt Frieden und Freude, er ist Sauerteig für die Gesellschaft, er gibt allem Farbe und Geschmack. Mit seinen Brüdern hat er Christus in der Mitte. Sein Herz umfasst alle Menschen. Er lebt in Einheit mit den Brüdern, die einmal waren. Und er fühlt sich verbunden schon jetzt mit jenen, die noch kommen werden.“¹ Als ich diesen Text las, merkte ich, dass es beim Priestersein zunächst und zuerst um Christsein geht, dass ich abrüsten muss, klein werden soll, ein Christ unter Christen, ein Mensch unter Menschen. Meine Authentizität wird daran hängen, ob ich wirklich ein Christ bin, der liebt. Da bin ich immer neu am Anfang, da mache ich immer neu die Augen auf.

Sodann: Zum authentischen Priestersein gehört für mich von Anfang an die Beziehung zum Gekreuzigten, was mir der Bischof, der mich 1963 während des Konzils in Rom geweiht hat, im Namen der Kirche mit den Worten der Weiheliturgie ans Herz legte:

„Bedenke, was du tust,
ahme nach, was du vollziehst,
und stelle dein Leben
unter das Geheimnis des Kreuzes.“

Ehrlich gesagt, ich bin immer noch dabei, mein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes zu stellen. Ein ganz wesentlicher Impuls dazu ist mir wiederum von Chiara Lubich geschenkt worden. Sie hat in ihrer Spiritualität entdeckt, dass der Gekreuzigte alles Leid und allen Schmerz der Welt auf sich genommen hat. Und sie hat in dem Gekreuzigten eine Liebe entdeckt, die alles übersteigt, was Menschen sich vorstellen können. Darum konnte sie eines Tages formulieren: „Ich habe nur einen Bräutigam auf Erden: den gekreuzigten und verlassenen Jesus. Ich habe keinen anderen Gott außer ihm. In ihm ist der ganze Himmel mit der Dreifaltigkeit und die ganze Erde mit der Menschheit. Darum ist mein, was sein ist, und nichts anderes. Sein ist aller Schmerz und darum auch mein. Was mir wehtut, ist mein. Mein der Schmerz, der mich im Augenblick anrührt, mein der Schmerz der Menschen neben mir.“² Immer mehr ist mir bewusst geworden,

1 Chiara Lubich, Tagebuch 1964 – 1965, Friedberg 1983, S. 24.

2 W. Hagemann, H. Blaumeiser (Hg.), Der Priester heute – Der Ordensmann heute. Dokumentation zum 1. Internationalen Kongress der Fokolar-Bewegung für Priester und Ordensmänner am 30. April 1982 in Rom, S. 41.

dass in dem, was in der Welt und bei den Menschen richtig schlecht läuft, dieser liebende Blick des Herrn, von Jesus Christus, mir entgegenkommt. Durch den Tod Jesu am Kreuz und durch seine Verlassenheit ist der Schmerz der Ort der Gottesbegegnung geworden. Diese Worte von Chiara Lubich haben mich tief getroffen und immer weiter geöffnet für das Leid der Menschen und auch für die dunklen Seiten der Kirche. Christus hat dies angenommen, er tut es auch heute. Gerade dort, wo Er nicht ist, ist Er – so paradox es auch erscheint.

Das Leid des anderen mittragen

Darum hat mich auch im Tiefsten angesprochen, was ein Freund, Don Silvano Cola, Priester des Bistums Turin und Mitgründer der Gemeinschaft der Fokolarpriester († 2007), geschrieben hat. Er sagt: „Gerade in seiner Verlassenheit am Kreuz, in der er die Sünde und allen Schmerz der Welt auf sich nahm, schenkte Jesus der Kirche das Leben. Da sagte ich mir: Mein ist also die Spaltung der christlichen Kirchen; mein sind die Auseinandersetzungen um die kirchliche Lehre, mein ist die gestörte Beziehung untereinander, zwischen Priester und Bischof, zwischen Priester und Laie. Mein ist das Nichtverstehen des Zölibats und mein die Versuchung des Rationalismus. Mein ist der Widerspruch von Verkündigung und praktischem Leben. Mein ist die Einsamkeit zahlreicher Priester. Doch in all diesen Schmerzen finde ich Jesus. All dies ist sein Schmerz: jener priesterliche Schmerz, der – wenn ich ihn annehme und liebe – die Kirche hervorbringt. Also dort, wo das Leid ist, wo das Dunkel ist, wo Trennung und Schmerz ist, ist das

Geheimnis der Heilung verborgen.“³

Diese Worte von Silvano Cola haben mich bei dem oben angesprochenen Kongress sehr getroffen und begleiten und leiten mich. Ich möchte ganz bewusst mitten in der Kirche von heute leben, meinen Blick auf den Schmerz der Menschen richten. Wenn ich mich dabei auf Jesus ausrichte, komme ich den Menschen und gleichzeitig dem Herrn, dem Auferstandenen, nahe. Wenn ich diese Worte heute wieder und wieder lese, erkenne ich den Weg, wie ich heute authentisch Priester sein kann. Darum richte ich immer neu meinen Blick auf den Gekreuzigten und Auferstandenen.

Im Kontext der jährlichen Treffen mit Priestern verwies Chiara Lubich uns unmittelbar auf das Jesuswort „Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (Mk 8,34). Sie griff diesen Text auf und spitzte ihn auf ihre unverwechselbare Weise für uns Priester zu:

„Alles, alles, alles verlieren
wie Maria unter dem Kreuz,
damit Jesus Weg, Wahrheit und
Leben ist.

Ich möchte dies kurz verständlich machen. ... Es geht darum, Priester zu formen, die unterscheiden können und verstehen, was dem Willen Gottes entspricht und was nicht, und die danach ihr Handeln ausrichten. Es kann Ausdruck des Willens Gottes sein, etwas Bestimmtes loszulassen oder herzugeben oder nicht

3 A. a. O. S. 41.

anzustreben. Es ist wie ein ‚distacco‘, eine bestimmte Form des Freiwerdens von den Dingen. Ich denke etwa an eine gewisse Loslösung vom Geld, eine gewisse Loslösung vom Besitzenwollen eines Hauses ... usw.“⁴

Im Zusammenhang mit solchen Erfahrungen mit dem Christsein, dem Leben unter dem Wort Gottes und der Begegnung mit dem Gekreuzigten werde ich immer tiefer angeregt, von anderen Menschen, in denen ich dieses Christsein verwirklicht sehe, mich innerlich ansprechen zu lassen. Da finde ich meine Identität und mein Glück.

Erfahrungen aus dem Leben

Ich darf ein paar Beispiele aufgreifen, die mir in diesem Zusammenhang sehr wichtig sind. Ich denke an den 57-jährigen D., dem ich vor kurzem das Requiem halten durfte. Er rief mich ein halbes Jahr vor seinem Tod an und fragte mich, ob ich ihn auf seinen Tod vorbereiten könnte, er wäre unheilbar erkrankt an Krebs. Ich kannte ihn gut, da ich ihn vor über 25 Jahren getraut hatte. Ich machte mich mit ihm auf den Weg. Jeden Tag lasen wir ein Stück in der Bibel. Wir hörten hin, wir beteten, wir vertieften uns in die Realität des Reiches Gottes. Mehr brauchte es nicht, Gott unter uns, sein Wort, seine Liebe. Ich lebte es gemeinsam mit D. Ich wurde mit ihm eins in Richtung einer Kirche, die kommt, einer Kirche, die aufbricht. Es erfüllte nachher seine ganze Familie,

seine Frau und die erwachsenen Söhne. Ich konnte auch deswegen diesen Dienst tut, weil ich verwiesen worden war auf das positive, lebensschaffende Verlieren. Die Eucharistiefeier mit seiner Familie und einigen Verwandten brachte mich erneut D. ganz nahe. Diese Eucharistiefeier als Danksagung für ein tiefes gutes Leben, als Übergabe dieses Menschen an den Herrn machte mich glücklich. Ich konnte ganz zurücktreten hinter einen Menschen, der sich ganz gegeben hatte.

Ich denke an eine Pastoralreferentin, die mich kürzlich besuchte. Sie arbeitet im Krankenhaus als Seelsorgerin, jetzt in dieser Coronazeit bei Schwerkranken. Sie besucht die Personen in Schutzkleidung auf dem Zimmer. Sie hat auch die Pflegenden und die Ärzte im Blick. Ein Ehepaar wurde ins Krankenhaus eingeliefert, mit Corona infiziert die Frau und der Mann, beide 79 Jahre alt. Er war ein evangelischer Pfarrer im Ruhestand. Er ließ sich begleiten von dieser gläubigen Christin. Sie beteten zusammen, lasen die Bibel. Er kam auf die Intensivstation, unter das Beatmungsgerät, seine Frau blieb im Isolierbereich. Sie fragte ihn, ob sie nicht den evangelischen Pfarrer rufen solle. Nein, sagte er, begleiten Sie mich weiter. Als es zum Ende hin ging und er noch ganz bei Bewusstsein war, rief sie dessen Frau. Beide, die Pastoralreferentin und die Frau, zogen sich um, um ganz sicher zu gehen. Der Arzt kam hinzu, ein Moslem, und Krankenschwestern, die nicht so sehr mit der Kirche verbunden sind. Auf einmal bildeten sie eine Gebetsgemeinschaft und die Seelsorgerin betete die Sterbegebete. In dieser Gemeinschaft konnte der emeritierte evangelische Pfarrer sterben. Christus

⁴ Abschrift von einer Tonbandaufnahme vom 31. Januar 1969; Chiara Lubich antwortet auf eine Frage der anwesenden Priester (Übersetzung vom Autor).

unter ihnen, Christus, der aufbricht, der neues Leben schenkt, der Menschen verbindet.

Mit einem Juden darf ich verbunden sein, einem über 90-jährigen Rabbiner. Wir telefonieren immer wieder miteinander. Seit 1975 kenne ich ihn. Uns verbindet das Wort Gottes. Ohne dass wir über Christus sprechen, bin ich mit ihm verbunden. Er weiß, wen ich im Herzen trage. Worauf kommt es an? Einzig und allein auf die Liebe, auf die Liebe zum Rabbiner und mit dem Rabbiner zu Gottes Wort im Alten Testament. Dass wir so verbunden sind, erfüllt mich mit Freude, macht mich glücklich und immer neu dialogfähig.

Und ich denke an ein Ehepaar. Er ist entschieden Agnostiker und glaubt ausdrücklich nicht. Sie ist mit Gott zutiefst verbunden und ordnet ihr Leben nach dem Evangelium. Er sieht bei seiner Frau die Kraft des Glaubens, kann ihr selber aber nicht folgen. Er nimmt sie an. In diesem Freiraum, den die Eltern lassen, konnten die vier Söhne ihren Weg finden. Meine Aufgabe ist es, die Frau zu begleiten, als einzelne in ihrer Ehe den Glauben in aller Freiheit zu leben. Und aus dieser inneren Beziehung zum Glauben bekommt sie die Kraft, den eigenen Mann von ganzem Herzen zu lieben, ein offenes Haus zu führen, sich in den Dienst von Flüchtlingen zu stellen: Gegenwart des Herrn mitten in dieser Welt, ein kleiner Aufbruch zu einer neuen Kirche.

In der Gottsuche liegt das Glück

In solchen Begegnungen verstehe ich: Das Glück kommt von Gott. Wenn ich Gott im anderen, in der Mitte unter uns

und in seinem Wort suche, werde ich, ja werden wir authentisch. Die Authentizität hängt damit zusammen, ob wir als Christen leben, heute, in dieser Zeit und in dieser Kirche.

Ein Wort von Klaus Hemmerle bewirkte bei mir, dass ich das, was mit Berufung gemeint ist, weiter und grundsätzlicher verstanden habe: „Die geistlichen Berufe stehen im umfassenden Kontext dessen, was jeden Menschen bewegt und angeht:

Entdecke deinen Ruf;
finde dich so, in deinem Ruf,
dort, wo Gott will,
und so, wie Gott will!“⁵

Ich darf auch jetzt in meinem Alter erfahren: Wenn ich allein oder mit anderen diesen Ruf entdecke und lebe, werde ich authentisch und finde die Freude. Dann werde ich aufgrund dieses Gerufenseins immer neu bereit, mich auf diese Zeit einzulassen, mich verletzen zu lassen von den vielfachen Herausforderungen, ins Dunkel zu gehen und zu warten, auch auf neue Aufbrüche von Glauben in unserer Gesellschaft. ■

⁵ K. Hemmerle, *Gerufen und verschenkt. Theologische Meditationen über die priesterliche Berufung*, 2. Auflage, München 2013, S. 51.

Kurzfassung

Dr. Wilfried Hagemann, emeritierter Pfarrer, lebt in einer Priestergemeinschaft der Pfarrei St. Georg in Bocholt. Zu Beginn seines Beitrags stellt er die Frage voran, ob nicht die eigene geistliche Quelle für das erlebbare Glück des Priesters mit verantwortlich sei. Eine Quelle zeigt sich für ihn im Leben der Gemeinschaft. Das Gespräch miteinander, die gemeinsamen Mahlzeiten und vor allem die Art des Hinhörens und die Offenheit auf den anderen hin, tragen zum gelingenden Leben bei. Das Hören aufeinander zeigt sich für Hagemann besonders in dem synodalen Weg der katholischen Kirche in Deutschland, der trotz aller Widerstände einen Weg neuer Hoffnung aufzeigen kann. In dem Wissen darum, in einer sündigen Kirche zu sein, versucht Hagemann von Jesus Christus her zu leben, „der am Kreuz alle Menschen angenommen hat, auch die Priester und Seelsorger“. Die Beziehung zum Kreuz, zu Jesus in seiner Verlassenheit, stellt für den Priester eine besondere Quelle dar. Bereits in der Liturgie zu seiner Priesterweihe nahm er sehr aufmerksam die Worte auf: „Stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes“. Ein weiterer wesentlicher Impuls wurde ihm durch Chiara Lubich geschenkt, die in ihrer Spiritualität entdeckt hatte, dass „der Gekreuzigte alles Leid und allen Schmerz der Welt auf sich genommen hat“. Diese Worte, so Hagemann, „ha-

ben mich tief getroffen und immer weiter geöffnet für das Leid der Menschen und auch für die dunklen Seiten der Kirche“. Sich für den Schmerz des Nächsten zu öffnen und ihn mitzutragen wurde für den Priester ein Leitmotiv seines Lebens. Er erkennt darin nach wie vor den Weg, „wie ich heute authentisch Priester sein kann“, und betont: „Darum richte ich immer neu meinen Blick auf den Gekreuzigten und Auferstandenen.“ In der Beschreibung persönlicher Begegnungen unterstreicht Hagemann seinen Einsatz für andere. Auch darin liegt für ihn eine wesentliche Quelle des Lebens, wie er schreibt: „Das Glück kommt von Gott. Wenn ich Gott im anderen, in der Mitte unter uns und in seinem Wort suche, werde ich, ja werden wir authentisch.“

Mit brennendem Interesse am Alltag der Menschen – Priestersein in Zeiten pastoralen Wandels

Der Paderborner Pastoralpsychologe und Pastoralsoziologe Professor Dr. Jacobs stellt in seinem Beitrag grundlegende Punkte vor, wie sich die priesterliche Identität in gelingender Weise heute entwickeln kann. Zunächst aber zeigt er einige Determinanten des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels auf, die entscheidend für die Lebensgestaltung von Priestern sind.

1. Hören, wer ich sein kann: über die Chance der Unterbrechung ...

In seinem Berufungsbuch „Hören, wer ich sein kann“ rückt der bekannte Theologe und Begleiter Christoph Theobald SJ das christliche Berufungsgeschehen in das Zentrum der Aufmerksamkeit (Theobald, 2018). Es geht ihm darum, gerade angesichts der schwierigen Situation der Kirche in einer säkularen Gegenwart von dem zu sprechen, was wirklich zukunfts-trächtig ist: Das neue Sich-Einlassen auf den Ruf Gottes. Berufung ist kein Besitz, sondern ein dynamischer Prozess. Sie wächst *immer neu aus der Kraft der Aufmerksamkeit für die eigene persönliche Gottesbeziehung und den eigenen Auftrag in der Welt von heute*.

An einer entscheidenden Stelle dieses Buches greift er aus dem Werk „Mimesis“ des deutschen Literatur- und Kulturwissenschaftlers Erich Auerbach einen wichtigen Gedanken auf. Er gibt ihm den Schlüssel für die Dynamik der eigenen Berufung mit Blick auf die gegenwärtige Lage der Welt: *die Kraft des Augenblicks*. Zentral für ein Verständnis der Berufung und der Welt zugleich ist „...*die Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe eines jeden Augenblicks, dem man sich absichtslos hingibt*“. Kennzeichen des Augenblicks ist nach Auerbach seine relative Unab-

hängigkeit „... von den umstrittenen und wankenden Ordnungen, um welche Menschen kämpfen und verzweifeln; er verläuft unterhalb derselben, als tägliches Leben“ (Auerbach, 2015 (1946), S. 513f). So wird der rechte Augenblick in der jeweiligen Gegenwart – wie schon bei Aristoteles – zum Kairos: dem Ort des Glücks. Danach streben alle Menschen, auch die Priester: Nicht mehr oder weniger als andere suchen auch sie den Schlüssel für Glück und Gelingen des eigenen Lebens.

Christoph Theobald sieht die Chance des Augenblicks vor allem dann gegeben, wenn der graue Alltag der normalen Abläufe aufgebrochen wird durch „Unterbrechungen“. Dazu gehören besonders die Krisen. Sie können den Blick frei werden lassen für das Tragende, Wichtige und Bedeutsame im Leben. Wenn sich das alte Gleichgewicht als nicht mehr tragfähig erweist, kann sich eine Kraft entwickeln, die mehr oder neues Leben möglich macht. Solche Krisen tragen häufig die Merkmale von Schlüsselsituationen: disclosure situations. In ihnen erleben wir Menschen Augenblicke, in denen uns aufgeht: *Ich habe nur ein einziges Leben. Es ist mir gegeben und erneut zur Wahl gestellt. Wenn ich jetzt die Chance ergreife, wird mein Leben sein Versprechen*

halten! (vgl. Theobald, 2018, S. 189).

Dass sich in solchen Krisensituationen die für das eigene Leben tragfähige Überzeugung entwickelt „Es lohnt sich wirklich!“, ist dann ein Zusammenspiel zwischen der Tiefe der eigenen Person und der Welt der anderen, denen ich begegne. Andere Menschen müssen mir im Alltag zusprechen, dass es so gut ist. Und dies ist dann der Kairos des Augenblicks, in dem Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe erfahren wird.

2. Schlaglichter zu den Herausforderungen der Transformation für Priester

Der soeben gezeichnete anthropologische und spirituelle Deutungshorizont kann den Mut verleihen, sich den gegenwärtigen Wandlungsprozessen in der Gesellschaft, in der Kirche und im eigenen Selbstverständnis ohne Scheuklappen zu stellen (Jacobs & Oel, 2021). Wir erleben gegenwärtig eine Vielzahl von Transformationsprozessen, die so manchen Priestern das Leben schwer machen oder schwer machen könnten. Sie reagieren – je nach Persönlichkeitsstruktur und Lebenserfahrung – mit unterschiedlichen Mustern. Dazu gehören Angst, Hilflosigkeit, Resignation oder Kränkung, aber auch Aktivitätssteigerung bis hin zum Aktivis-

mus. Manchen jedoch gelingt kreatives Handeln. Sie fragen sich angesichts der Veränderungen in konstruktiver Weise: Wie soll ich jetzt leben? Wie soll ich jetzt handeln? So schaffen sie es, dem Wandel ins Gesicht zu schauen, die Gelassenheit zu bewahren, Experimentierfreude zu entwickeln.

Einige Determinanten des Wandels, welche die Lebenssituation der Priester verändern, seien im Folgenden kurz benannt – nicht um sie zu beklagen, sondern um zu fragen, in welcher Richtung eine gute Weiterentwicklung gesucht werden könnte. Um diese Grundeinstellung mit einer exemplarischen Szene zu verdeutlichen: Vor einigen Jahren fragte ein bekannter Fortbildner für Priester eine Gruppe von Leitenden Pfarrern: „Ist der Priestermangel für Sie ein großes Problem oder gar eine Katastrophe? – oder einfach eine Tatsache, der es zu begegnen gilt?“ Fast alle aus der Gruppe fanden: „Es ist ein großes Problem oder sogar mehr als das!“ Darauf sagte der Trainer: „Meine Herren! Es handelt sich um eine Tatsache. Zum Problem wird dies dann, wenn Sie dies nicht als Chance für die Zukunftsgestaltung begreifen!“ Tragfähige Fakten für einen nüchternen Blick in die Zukunft sind hilfreicher als eine belastende Krisenrhetorik und ihre demotivierenden Folgen. Was gilt es zu konstatieren?

1. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich die Zahl der Christinnen und Christen in Deutschland bis 2060 sicher halbieren wird. Dies gilt entsprechend auch für die Finanzmittel der Kirche. Dies bedeutet für die Priester ein beständiges Engagement für einen organisationalen Umbau unter stetig abnehmenden Ressourcen.
2. Bedeutsam ist die Einsicht, dass Deutschland ein Missionsland sein wird. Dieses Szenario, das übrigens Alfred Delp schon vor bald 80 Jahren beschrieben und das sich seitdem intensiviert hat, wird in den kommenden Jahren und Jahrzehnten die Existenz der Priester und der Pastoral bestimmen. Dazu gehört auch die radikal schwindende Bedeutung der kulturellen Prägekraft der Kirche. Delp stellt dazu die These auf, dass es unser Problem ist, dass wir als Kirche dabei uns selbst in unserer historisch gewordenen Daseinsweise im Wege stehen. Er diagnostiziert, das Leben der Kirche sei an einem toten Punkt. Der Grund ist aus seiner Sicht der Ausfall der Diakonie (Delp). Es brauche eine Umkehr und radikale Neuorientierung.
3. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich das Netz der Priester im deutschsprachigen Raum dramatisch ausdünnen wird. Die Anzahl der Priester hat sich in den letzten 50 Jahren halbiert. Die Anzahl der Neupriester ist um mehr als vier Fünftel gesunken. Angesichts des Schwindens der christlichen Bevölkerung als „Reservoir“ wird sich der Rückgang beschleunigen. Aufgrund des Ausscheidens der großen Gruppe der „Babyboomer“ unter den Priestern in den Jahren zwischen 2025 und 2035 wird sich die „Landschaft der Priester“ völlig verändern.
4. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich das Presbyterium in Zukunft weitaus heterogener bzw. vielfarbiger als früher darstellen wird.

Die Rede von „dem“ Presbyterium im Sinne von Einheitlichkeit oder gar schlagkräftiger Uniformität ist angesichts der Breite priesterlicher Lebenskultur eine Perspektive der Vergangenheit. Priestersein im zukünftigen Presbyterium wird gekennzeichnet sein durch Diversität im Erleben, im pastoralen Handeln, in der Spiritualität, in der Lebenskultur. Priestersein wird „bunt“ sein. Die nachwachsende Generation der jüngeren Priester (also die Generation mit den Weihejahren ab 2000) besitzt das Selbstverständnis von Exoten in der Minderheitensituation von „Hochreligiösen“ in einer säkularen Gesellschaft. Von der jetzt älteren Priestergeneration werden sie häufig als „neokonservativ“ empfunden; dies entspricht nicht ihrem Selbstverständnis. Für sie ist es wichtig, ein klares Profil zu zeigen. Schließlich haben bedeutsame Anteile der Priesterschaft (je nach Diözese) einen „Migrationshintergrund“ mit kulturell abweichenden Vorstellungen priesterlicher Autorität.

5. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich die christlichen Kirchen im deutschsprachigen Raum organisational völlig neu aufstellen müssen. Dazu gehört – nach den gegenwärtigen Vorgaben des Kirchenrechts – das Grundmodell weniger großer Pfarreien mit vielen Gemeinden. Für die wenigen Pfarreien braucht es (nur) wenige Priester mit den funktionsbezogenen Kompetenzen eines Pfarrers. Für die vielen kleinen Gemeinden vor Ort, aus denen die Pfarreien bestehen, braucht es

so viele Priester wie möglich, die den Gläubigen auf Augenhöhe mit den anderen Seelsorgenden ihre Dienste anbieten. Die Größe des Pastoralen Raumes oder der Pfarrei ist übrigens aus empirischer Einsicht der Seelsorgestudie kein Kriterium für Überlastung oder gar das Wohlergehen der Priester. Entscheidend ist das menschliche und pastorale Klima, das die Mitarbeitenden, vor allem der Leitende Pfarrer, untereinander schaffen können.

6. Bedeutsam ist die Einsicht, dass die „Pastoralmacht“ des Priesters im Sinne von Michel Foucault (1926–1984) endgültig der Vergangenheit angehört. Die alte Machtposition des Priesters ist in jeder Hinsicht suspekt. Verschärft hat sich dies durch den Missbrauchsskandal. Das Selbstverständnis des Priesters in der Rolle dessen, „der etwas zu sagen hat“, ist der Gesellschaft verdächtig. Moralische Weisung wird abgelehnt, gesellschaftliche und politische Einmischung seitens der Kirche verbittet man sich. Pointiert gesagt: Nicht, dass Menschen zu viele Erwartungen an Priester haben, ist das Problem, sondern dass viele gar keine Erwartungen haben. Eine wichtige Facette dabei ist, dass durch die Missbrauchskrise auch das Rollenmodell des Holy Man, das in der Antike die Erwartungsstruktur der Menschen geprägt hat, zerbrochen ist. Der Priester ist auf absehbare Zeit nicht mehr der Berufstyp, der als vertrauenswürdig und integer gelten darf. Priester werden sich einen solchen Vertrau-

ensstatus in jahrelanger Kleinarbeit neu erwerben müssen.

7. Bedeutsam ist die Einsicht, dass der Aspekt der Zölibatsverpflichtung in der Lebensform des Priesters der Gesellschaft fremd geworden ist. Dies gilt auch für die Katholiken – bis hinein in die Kerngemeinde. Das lässt auch völlig ehrlich und gelingend im Zölibat lebende Priester geradezu ratlos werden. Die Lebensform des entschieden und glaubwürdig zölibatär lebenden Menschen gilt manchen geradezu pauschal als Ursache aller Übel der Kirche – obwohl dies aus wissenschaftlicher Perspektive nicht nachweisbar ist. In den westlichen Kulturen hat sich fast ohne Ausnahme die Überzeugung verfestigt, dass die Verpflichtung auf eine zölibatäre Lebensform, deren Freiwilligkeit nicht verstanden wird, entweder der freien und gelingenden Selbstentwicklung widerspricht oder gar in die Unehrlichkeit führt.
8. Bedeutsam ist schließlich auch die Einsicht, dass die Coronapandemie neben ihrer ureigenen Problematik alle Transformationsprozesse freigelegt und beschleunigt hat. Viele Priester haben in der Pandemie durch die Schließung der Kirchen und die Eucharistiefeiern in leeren Kirchen existenziell und symbolisch erfahren, dass sie als Priester eben nicht „systemrelevant“ sind. Manche haben es zwar geschafft, sich aus der verordneten Isolation durch pastorale Experimentierfreude zu befreien, aber das ändert nichts an der Tatsache,

dass Kernfunktionen des priesterlichen Dienstes aus der Öffentlichkeit verschwunden sind und sich erfahrbar relativiert haben. Viele hängen noch an der verblassten Systemrelevanz der Kirche. Die *Lebensrelevanz des Evangeliums* neu ins Spiel zu bringen, dazu braucht es noch die mentalen Modelle und die Energie. Natürlich ließen sich diesen Herausforderungen der Transformation für Priester noch weitere hinzufügen (eine ausführliche Erläuterung der gegenwärtigen Faktenlage findet sich in Jacobs, 2021). Das ist aber nicht zielführend. Vielmehr wird es darum gehen, die zugrundeliegende Dynamik der Transformation zu entschlüsseln. Dies soll nun im Folgenden versucht werden.

3. Wer bin ich und wozu bin ich da? – Priesterliche Identität im Wandel

Wenn Transformationsprozesse nicht nur an einzelnen Punkten an der Oberfläche kratzen, sondern in die Tiefe gehen und in der Summe grundsätzlich werden, dann stellt sich früher oder später die Frage nach der Identität: *Wer bin ich – im Vergleich mit anderen?* Und dies ist gegenwärtig für viele Priester der Fall (Jacobs & Oel, 2021). Und weil es für viele Priester zutrifft, betrifft es auch das ganze Presbyterium. Denn Priester ist niemand für sich allein, sondern immer mit anderen.

Die Frage nach der Identität ist eine Menschheitsfrage. Eine plastische frühe philosophische Darstellung findet sich in der Legende vom Schiff des Theseus in der Überlieferung bei Plutarch (um 45–125). Die Frage lautet: Bleiben ein Gegenstand, ein Mensch, eine Organisa-

tion noch derselbe bzw. dieselbe, wenn viele oder gar alle Einzelteile im Laufe der Zeit nacheinander ausgetauscht werden? Dieses Gedankenexperiment ist nicht nur eine Spielerei der philosophischen Ontologie. Diese Frage stellen Priester heute mit großer Dringlichkeit. Denn sie erleben in der eigenen Lebenswirklichkeit, dass ihre Identität nicht ein für alle Mal zeitenüberdauernd definiert werden kann. Selbst wenn es theologisch so ist, dass Priester ontologisch in ihrer Person auf Jesus Christus verweisen: *Identität ist im konkreten Alltag ein Passungsgeschehen zwischen dem Alltag der eigenen Person und dem Alltag der Kultur und der kirchlichen Organisation*. Identität wird erlebt und gelebt, nicht von außen überzeitlich definiert. Wenn sich also die Lebenssituation der Kirche wandelt, dann wird sich auch die in der Realität des Alltags gelebte Identität der Priester wandeln müssen. Umgekehrt gilt natürlich dasselbe: Wenn sich erhebliche Krisenmomente in der priesterlichen Identität des einzelnen Priesters auftun, werden sich diese nicht nur in seinem eigenen Alltag auswirken, sondern auch im Leben der Gemeinden manifestieren.

Für viele Priester dürfte es vermutlich entlastend sein, wenn sie sich klar machen: Sie befinden sich geradezu in Solidarität mit der Gesamtgesellschaft, wenn sie sich die Identitätsfrage stellen. Die sozialwissenschaftliche Identitätsforschung hat aufzeigen können, dass Identitätsbildung heute eigentlich nicht mehr im Sinne einer Suche nach dem „wahren Kern“ bzw. nach der Ausübung des „Kerngeschäfts“ konzipiert werden kann.

Identität verändert sich und wird immer wieder neu entworfen, wenn Menschen im Alltag anderen Menschen

begegnen und sich in der Begegnung mit anderen deren Erwartungen und Ansprüchen gegenübersehen. Im Idealfall gehen auch Priester im erlebten Augenblick nicht nach „Schema-F“ vor, also bürokratisch-routinemäßig, stereotyp, mechanisch oder gedankenlos im Stil eines preußischen Beamten. Vielmehr stellen sie zwei Grundfragen: Wie verstehe ich mich hier und jetzt? – Und: Was willst du, dass ich dir tue? (vgl. Mk 10,51). *So entwirft sich Identität im Kairos des gegenwärtigen Augenblicks*.

4. Was fördert eine gelingende Entwicklung der priesterlichen Identität?

Wenn nun ein wichtiges Kennzeichen der Gegenwart des priesterlichen Lebens heute ein „Leben ohne Drehbuch“ ist, welches die postmoderne Gesellschaft nach einem Wort von Charles Taylor (* 1931) sich selbst und auch den Priestern verordnet, dann stellt sich die Frage: Was verhilft zu einer gelingenden Identitätsentwicklung? Was ist förderlich? Was ist hinderlich? Oder ganz einfach gefragt: *Wie werde ich glücklich?*

Für eine gelingende Identitätsentwicklung scheinen vor allem vier Ressourcen äußerst hilfreich bzw. entscheidend zu sein (Baumann, Büssing, Frick, Jacobs, & Weig, 2017; Jacobs, 2017, 2018, 2020):

1. Tragfähige menschliche Fundamente: Dass das eigene Leben auf Fels und nicht auf Sand gebaut ist, ist für jeden Menschen eine lebenslange Herausforderung. Auch Priester müssen daher in die eigenen menschlichen Ressourcen investieren. Es sollten die Ressourcen sein, die ihnen das Gefühl vermitteln, den Anforderungen des Lebens

mit Souveränität und Gestaltungskraft begegnen zu können. Diese Ressourcen müssen so organisiert werden, dass das Leben eine gute Richtung nehmen kann. Ressourcen brauchen das Fundament eines „Lebensdirigenten“. Der Identitätsforscher Heiner Keupp (2021) verweist in diesem Zusammenhang auf den Kohärenzsinn des salutogenetischen Modells von Aaron Antonovsky (1923–1994). Priester werden dann eine gelingende Lebensentwicklung nehmen, wenn sie die Welt und ihr eigenes Leben *erstens* verstehen, *zweitens* gestalten und *drittens* mit Sinn und Kraft für das Engagement aufladen können. Priester brauchen eine Sensibilität für die eigenen Ressourcen, ja geradezu eine Entdeckerfreude. Sie sollten sie nachhaltig „bewirtschaften“, also auch ihre Grenzen kennen. Und schließlich sollten sie sie investieren, weil sie sich daraus „wie von selbst“ erneuern. Ressourcen generieren Ressourcen. So wächst Fruchtbarkeit. Erfahrungen der Fruchtbarkeit machen Menschen glücklich. In der Seelsorgestudie zeigt sich: Der Kohärenzsinn als Dirigent der fundamentalen Ressourcen ist der bedeutsamste Prädiktor für die gesamte Lebensqualität und das wahrgenommene „Alltagsglück“.

2. Lebendige Gotteserfahrung im Alltag: Priester gehören seit Jahrhunderten zu den „hochreligiösen“ Menschen – auch in der heutigen Zeit. Für sie – wie für alle anderen Seelsorgenden auch – ist daher die lebendige Transzendenzerfahrung

die zentrale Motivation für ihre Lebensdynamik. Die Ergebnisse der Seelsorgestudie haben es sehr deutlich gemacht: die lebendige Beziehung zu Gott im Auf und Ab des Alltags erweist sich – zusammen mit dem persönlichen und privaten Gebet – als zweiter zentraler Prädiktor für die Lebensqualität, das Engagement und die Identität der Seelsorgenden. Priester leben dann gut, wenn sich ihre Gotteserfahrung im Alltag als lebendig erweist. Die Betonung dieser – an sich fast selbstverständlichen Einsicht – ist deswegen wichtig, weil es eben nicht die Anzahl der Gottesdienste ist, die ein Priester als „Dienstleistung“ für die Gläubigen im pastoralen Alltag vorweisen kann. Nicht die Häufigkeit der liturgischen Feiern ist entscheidend, auch nicht die Zahl der Eucharistiefeiern oder die Zahl der selbst abgelegten Beichten. *Es zählt und trägt das geistliche Erleben, dass Gott nahe ist und Kraft für das Leben gibt.*

3. Die Kompetenz zum konstruktiven Umgang mit Unsicherheit und Vielfalt (Ambiguitätstoleranz): Wer diese Kompetenz besitzt, bewahrt seine Lebensqualität und Handlungsfähigkeit auch in mehrdeutigen, unbestimmten und zukunfts offenen Situationen. Sie steuert entscheidende Kräfte zur gelingenden Identitätsentwicklung bei. Diese Kompetenz hat einerseits Elemente einer Persönlichkeitseigenschaft, andererseits ist sie eine erlernbare Fähigkeit, die eigene Person und ihre Handlungen durch Wechselhaftigkeiten, Wider-

sprüchlichkeiten, kulturelle Unterschiedlichkeiten und stresshaltige Widerstände steuern zu können, ohne Orientierung und Kraft zu verlieren. Der amerikanische Dominikaner Brian Pierce schlägt vor, aus spiritueller Perspektive die Vielfalt der Lebensmöglichkeiten als Chance zur beständigen Wahl des je eigenen Weges zu sehen und sich dem Vertrauen in Gott zu überantworten. Das wahre Leben zeige sich nicht im Abspulen von Lebensprogrammen, sondern in der Improvisation mit beschränkten Mitteln. Es sei mit dem Leben wie mit einem Konzertviolinisten, dem während des Konzerts eine Saite zerreißt. Manchmal sei es die Aufgabe eines Künstlers herauszufinden, wie viel Musik man mit dem machen kann, was einem bleibt: „Make music as you are!“

4. Gemeinschaftsbezogene Lebenskultur: „Heute ist es unmöglich, sie nicht zu empfehlen, vor allem denen, die am selben Ort leben oder pastoral tätig sind. Über den Nutzen für das pastorale Leben und deren Aktionen hinaus bietet dieses gemeinsame Leben des Klerus allen, den Mitbrüdern im Priesteramt und den Laien, ein leuchtendes Beispiel der Liebe und der Einheit“. Dieses deutliche Statement aus dem Apostolischen Schreiben „Pastores dabo Vobis“ aus dem Jahre 1992 an die Priester „im Kontext der Gegenwart“ ist aktueller denn je. Und wer die diplomatische Sprache vatikanischer Dokumente zu lesen weiß, wird sofort interpretieren: Eigentlich wird hier gefordert: „Es

sollte gar nicht anders sein!“ Diese Empfehlung an die Priester wird deutlich empirisch belegt durch die Ergebnisse der Seelsorgestudie. Priester, die – selbstverständlich in vielen Variationen – gemeinschaftlich leben, besitzen im Vergleich mit den Alleinlebenden a) für sich selber eine höhere Lebensqualität, b) ein höheres seelsorgliches Engagement und c) eine höhere Identifikation mit der priesterlichen Lebensform. Dahinter steckt eine doppelte Wahl: erstens die grundsätzliche Entscheidung für eine *gemeinschaftsbezogene Lebenskultur als Weg der eigenen Selbstverwirklichung*; zweitens die – manchmal „kostenträchtige“ – Entscheidung, dass konkrete andere Menschen mit ihren Stärken und Schwächen den Alltag mitprägen können und dürfen. Eine solche Grundoption verlangt weitreichende Konsequenzen für die Organisation der Pastoral. Die Verteilung der Priester als „Monaden in der Fläche“ müsste in Zukunft abgelöst werden durch das flächendeckende Angebot von Zentren gemeinschaftlichen Lebens von „Priestern mit Priestern“ und „Priestern mit Freiwilligen mit ähnlicher Grundentscheidung“. Das Alleinleben von Priestern sollte eher der Sonderfall als der Normalfall sein; dies wäre eine Rückkehr zur bewährten Tradition der Kirche. Die Lebensform des Weltpriesters ist eine gemeinschaftsbezogene Lebensform.

5. Seelsorgliche Professionalität: Priestersein ist von Jesus Christus her definiert als Existenz des Dienstes am Menschen. Wer dieser Selbstbestimmung folgen kann, wird vermutlich auch zustimmen wollen, dass priesterlicher Dienst auch *gut sein* und *guttun* soll. Priesterlicher Dienst ist dann authentisch, wenn er ein je persönlicher Menschendienst und Gottesdienst, aber nicht „Selbstdienst“ ist. Von dieser Überlegung her ist es dann nur ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, dass in der postmodernen Gesellschaft zwei Qualitäten von „Dienst-Leistern“ erwartet werden: a) die Grundeinstellung und die Kompetenz, Dienste anzubieten, die wirklich gebraucht werden, b) diese Dienste in einer Qualität anzubieten, die von den Empfänger:Innen als gut oder sehr gut bewertet werden. Das heißt: Priestersein ist *Profession mit Professionalität*. Aus dem lateinischen Sprachgebrauch entschlüsselt sich dies überraschend hilfreich: Der Priester ist ein „Bekenner“ mit ausgewiesener Kunstfertigkeit. Er ist also kein „Universaldilettant“, der irgendwie alles, aber nichts recht machen kann. Die Seelsorgestudie hat gezeigt, dass diejenigen Priester eine höhere Lebensqualität und ein höheres Engagement besitzen, wenn sie pastorale Spezialisierungen oder Tätigkeitsfelder haben, in denen sie sich kompetent fühlen und die Früchte ihrer Arbeit auch wahrnehmen bzw. wenigstens ahnen können. Das heißt aber auch: Priester müssen darauf achten, dort tätig zu sein, wo sie gebraucht werden und wo sie ihre Charismen bzw. Ressourcen besitzen.
6. Der Blick auf den Prozess der persönlichen, aber auch der gemeinschaftlichen priesterlichen Identitätsbildung wäre unvollständig, wenn nicht auch auf eine potenzielle Fehlhaltung wenigstens kurz hingewiesen worden wäre: Hinderlich für jede gelingende Entwicklung ist spirituell und psychologisch *der kontinuierliche narzisstische „Blick in den Spiegel“*. Flexible Identität entsteht im Kommunikationsprozess mit anderen Menschen, nicht in permanenter Selbstaufmerksamkeit, die häufig dann entsteht, wenn Menschen sich gekränkt, zu wenig wertgeschätzt oder umgekehrt zu stolz fühlen. Manche Selbstfindungsstrategien von Priestern oder Priestergruppen fixieren Energien und führen zur Selbstblockade. Damit tritt selbst aus dieser Perspektive noch einmal in das Blickfeld, worum es geht: *Die Existenz des Priesters wird geboren aus der lebendigen Begegnung mit Gott und den Menschen*.
- 5. „Mit brennendem Interesse am Alltag der Menschen“: Auf dem Weg zu einer diakonischen Identität**
- Der bisherige Gedankengang hatte zum Ziel, auf die nun abschließende zentrale These dieses Beitrags systematisch hinzuwirken:
- Wenn Priester im Angesicht des pastoralen Wandels ihr Priestersein als fruchtbar für die Menschen und gelingend für sich selbst erfahren möchten, dann braucht es vor allem eines: *die lebendige Begegnung im Alltag* in der *aufsuchenden*

Nähe zu den Menschen. Jesus selbst definiert diese Nähe diakonisch als Dienst der Fußwaschung (Joh 13). Priestersein vollzieht sich als *dienendes Beziehungsgeschehen mit Gott und den Menschen*. Es wäre eine Sackgasse, das priesterliche Selbstverständnis als eine Frage von Funktionen im pastoralen Geschehen zu definieren, schon gar nicht als ein Bestehen auf Zuständigkeiten in exklusiven Sektoren der Pastoral oder gar auf Kommandopositionen. Hier bietet sich die explizite Verknüpfung zum Beginn dieses Beitrags an: *Die Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe der eigenen Berufung erschließt sich demjenigen, der sich im Alltag absichtslos hingibt*. Zum gelingenden Leben findet der Priester im Dienste des Glückes der anderen. Im gegenwärtigen Augenblick der Begegnung mit dem Menschen, der meine Dienste braucht, werde ich frei und „unabhängig von den umstrittenen und wankenden Ordnungen, um welche Menschen kämpfen und verzweifeln“ (s. o.). Da werden die Probleme der Kirche und der Pastoral mehr als zweitrangig. Zweitrangig werden dann auch die unterschiedlichen Akzente in Spiritualität, Theologie, Lebensstil und Herkunft von Priestern. *Entscheidend ist die alltägliche Begegnung mit den Menschen, die Priester zu ihren Nächsten machen*.

Erneut sei an dieser Stelle auf Christoph Theobald verwiesen. Für ihn ist Berufung – für alle Menschen – eine beständige Einübung: „Hören, wer ich sein kann“. Die eigene Berufung entschlüsselt und entwirft sich stets neu in der beständigen Aufmerksamkeit auf die Spuren Gottes im eigenen Leben, im Leben der anderen und im Leben der Welt.

Daraus erwächst ein grundsätzlicher Appell: Es *braucht dafür ein „brennendes Interesse am Alltag der Menschen“*. Die

Formulierung entspringt einer Relecture des ersten Satzes der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ des zweiten Vatikanischen Konzils. Die Kirche hat den „leidenschaftlichen Wunsch“ (vehementen exoptat), alle Menschen mit Christus, der das Licht der Völker ist, durch die Verkündigung des Evangeliums in Kontakt zu bringen. Verkündigung und Pastoral sind daher nicht „Arbeit“, sondern in der Tat eine *Leidenschaft*, geboren aus einem leidenschaftlichen Interesse am Alltag der Menschen (vgl. Theobald, 2018, S. 190). Ein solches leidenschaftliches Interesse gilt dem Individuum, es gilt den Konstellationen von Menschen und schließlich dem Geflecht von Geschichten und Ansprüchen, wie sie in der Gesellschaft lebendig sind.

Für Christoph Theobald ist die Konsequenz aus einer solchen Grunddynamik eine kritische Grundsatzfrage: „Verbleibt unsere Pastoral im kirchlichen Raum der Liturgie und im Kreis sakramentaler Handlungen? Lässt sie sich über diesen Ordnungsbereich hinaus in einzelne, auf dieses Zentrum hin bezogene Sektoren aufgliedern? Wo liegt ihr grundlegendes Interesse?“ (Theobald, 2018, S. 191). Seine Antwort ist klar: Es geht um ein absichtsloses (!) Interesse an dem beliebigen (!) Menschen, der mir im jeweiligen Augenblick begegnet: „... unabhängig davon, ob diese Person nun seine Jüngerin oder sein Jünger sein wird oder nicht“ (S. 192).

Die Identität der Priester und ihr Lebensstil wird unter dem Kairos der Krise – hoffentlich – wieder anknüpfen am Lebensprogramm Jesu Christi. Der Sekretär der Bischofssynode in Rom Kardinal Mario Grech sagte in einem bemerkenswerten Interview zur Lage der Kirche in der Coronapandemie mit

Blick auf die Zukunft: „Wir haben eine neue Ekklesiologie, vielleicht sogar eine neue Theologie, und ein neues Modell des Dienstes entdeckt. Das bedeutet also, dass es an der Zeit ist, die notwendigen Entscheidungen zu treffen, um auf diesem neuen Modell des Dienstes aufzubauen. Es wäre Selbstmord, wenn wir nach der Pandemie zu denselben pastoralen Modellen zurückkehren, die wir bisher praktiziert haben. Wir verwenden enorme Energie darauf, die säkulare Gesellschaft zu bekehren, aber es ist wichtiger, uns selbst zu bekehren, um die pastorale Bekehrung zu erreichen, von der Papst Franziskus oft spricht. (...) Das Brechen des eucharistischen Brotes und des Wortes kann nicht geschehen, ohne das Brot mit denen zu brechen, die keines haben. Das ist Diakonie. Die Armen sind theologisch gesehen das Gesicht Christi. Ohne die Armen verliert man den Kontakt zur Wirklichkeit“ (Grech & Spandaro, 2020). Dies gilt besonders für Priester. ■

- Auerbach, E. (2015 (1946)). *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Tübingen: Franke Verlag.
- Baumann, K., Büssing, A., Frick, E., Jacobs, C., & Weig, W. (2017). *Zwischen Spirit und Stress: Die Seelsorgenden in den deutschen Diözesen*. Würzburg: Echter.
- Delp, A. Vertrauen zur Kirche (1941). *ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Roman Bleistein, Bd. 1*, 263-283.
- Grech, M., & Spandaro, A. (2020). Bishop Mario Grech: An interview with the new secretary of the Synod of Bishops. DOI: *La Civiltà Cattolica, En. Ed. Vol. 4, no. 10 art. 7, 1020: 10.32009/22072446.1020.7. Abgerufen am 31.05.2021*.
- Jacobs, C. (2017). Die Deutsche Seelsorgestudie 2012-2014. Konzepte, Ergebnisse und Konsequenzen. *Zeitschrift für Pastoraltheologie (ZPTh)* 37(1), 9-38.
- Jacobs, C. (2018). „Auf dein Wort hin ...“ (Lk 5,5). Die Herausforderungen der Zeit bestehen – Impulse aus der Seelsorgestudie für die „Menschenfischer“ von heute. In R. Althaus (Ed.), *IN VERBO AUTEM TUO, DOMINE – AUF DEIN WORT HIN, HERR. Festschrift für Erzbischof Hans-Josef Becker zur Vollendung seines 70. Lebensjahres* (pp. 191-211). Paderborn: Bonifacius.
- Jacobs, C. (2020). Die Kirche und ihr Personal. Anforderungen an geistliche Persönlichkeiten. In S.-K. Schwöpe, J. Knop, & B. Kranemann (Eds.), *Die Kirche und ihr Personal. Auf der Suche nach zukunftsfähigen Profilen und Identitäten seelsorglicher Berufe* (pp. 105-137). Würzburg: Echter.
- Jacobs, C. (2021). „Es wäre Selbstmord, zu den Modellen von früher zurückzukehren!“ – Gemeinde und pastorale Strukturen. In H. Haslinger (Ed.), *Wege der Kirche in die Zukunft der Menschen – 50 Jahre nach Beginn der Würzburger Synode*. Freiburg: Herder.
- Jacobs, C., & Oel, K. (2021). Seelsorgliche Identität im Wandel. Ressourcen auf dem Weg zu einer diakonischen Wende. In S. Kopp & S. Wahle (Eds.), *Nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer. Liturgie – Identität – Partizipation* (pp. 78-100). Freiburg: Herder.
- Keupp, H. (2021). Individualisierte Identitätsarbeit in spätmodernen Gesellschaften: Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit. Nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer. Liturgie – Identität – Partizipation. S. Kopp and S. Wahle. Freiburg, Herder.
- Theobald, C. (2018). Hören, wer ich sein kann. *Einübungen, dt. hg. von R. Feiter und H. Müller, Ostfildern*.

Kurzfassung

Dr. Christoph Jacobs ist Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie an der Theologischen Fakultät Paderborn. Die Schwerpunkte seiner Arbeit finden sich in den Bereichen Priesterausbildung, Personalentwicklung, Organisationsentwicklung, Geistliche und therapeutische Begleitung. In seinem Beitrag setzt er sich mit dem Priestersein in Zeiten pastoralen Wandels auseinander. Zu Beginn beschreibt er „die Kraft des Augenblicks“ als zentral für die Deutung der eigenen Berufung hinsichtlich der gegenwärtigen Weltlage, gerade dann, wenn die normalen Alltagsabläufe durch „Unterbrechungen“ aufgebrochen werden. Die eigenen Krisen würden den Blick freimachen für das Tragende und Bedeutsame im Leben. In acht „Schlaglichtern zu den Herausforderungen der Transformation für Priester“ zeigt Jacobs zweitens zunächst einige Determinanten des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels, die entscheidend sind für die Gestaltung priesterlichen Lebens heute und in der Zukunft. Ein Punkt erwähnt auch die Beschleunigung, die die Coronapandemie heute auf die verschiedenen Transformationsprozesse hat. Drittens geht der Pastoraltheologe auf die Frage nach der Identität der Priester ein und stellt fest, dass sich mit der Wandlung der kirchlichen Lebenssituation auch die Identität des Priesters wandeln

werden muss. Viertens fragt der Pastoralpsychologe danach, was „eine gelingende Entwicklung der priesterlichen Identität“ fördert. Dabei geht er auf „tragfähige menschliche Fundamente“ ein, „lebendige Gotteserfahrung im Alltag“, die „Kompetenz zum konstruktiven Umgang mit Unsicherheit und Vielfalt“ und auf „seelsorgliche Professionalität“. Im fünften Punkt der Arbeit beschreibt er die „zentrale These seines Beitrags“, die auf das Thema Diakonie eingeht, auf die Frage, wie ein Priester die lebendige Begegnung im Alltag gestaltet, wie er ein „brennendes Interesse am Alltag der Menschen entwickelt“.

Eine neue Sicht von Kirche: das Gemeinsame Priestertum

Ansgar Hawighorst, emeritierter Pfarrer, lebt in einer Priestergemeinschaft in Hamburg. Geprägt ist er in seinem Priestertum von der Sichtweise des Gemeinsamen Priestertums, wie es das Zweite Vatikanische Konzil vermittelt. Damit versteht er den Seelsorger als einen dienenden Menschen, der sich nicht über einen anderen stellen möchte. Alle Menschen seien dazu berufen, „auf ihre Weise dem Aufbau des Reiches Gottes zu dienen“.

Das Konzil hat uns eine neue Sicht von Kirche und Priestertum geschenkt. Im Bild gesprochen: Es hat eine Pyramide auf die Spitze gestellt. Diese Wende habe ich versucht, in meinem Leben ein Stück weit nachzuvollziehen. Es war ein Lernprozess, von dem ich im Folgenden berichten möchte.

Das Konzil

Kirche ist nach dem Konzil nicht als erstes eine Institution von Priestern. Das Volk Gottes ist die Kirche. Sie ist in Christus berufen, „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1) zu sein. Alle in der Kirche haben diese Gabe und Aufgabe. Jeder hat so in seinem Lebensbereich eine priesterliche Funktion. Es gibt ein Gemeinsames Priestertum aller Getauften. Das Weihepriestertum ist darin eingeschlossen.

Was ist dann mit dem Weihepriestertum? Im Konzil heißt es dazu: „Das Gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich dem Wesen und nicht

bloß dem Grade nach“ (LG 10). Das könnte man verstehen, als wenn es doch ein Oben und Unten gibt. Gemeint ist das Gegenteil. Die Taufe, das Gemeinsame Priestertum, gibt eine einmalige Würde. Das macht sein Wesen aus. Das Weihepriestertum erhöht diese Würde nicht. Es ist ein Dienst (vgl. dazu B. Körner, Die Taufe ist nicht zu überbieten, in: *das prisma* 1/2008 S. 6–10). Ein Dienst – das ist nicht wenig! Denn für uns Menschen entscheidet sich unser Leben an der Frage, wem ich diene. Mit der Priesterweihe nimmt Gott den Geweihten in einen besonderen Dienst an der Einheit des Volkes Gottes. Er soll daran erinnern, woraus wir alle leben und wem wir deshalb dienen dürfen. Das geschieht in besonderer Weise durch die Feier der Eucharistie und der Sakramente.

Berufung

Als Kind lernte ich: „Die Kirche“, das sind der Papst, die Bischöfe und die Priester. Alle anderen Katholiken sind „das Volk Gottes“. Die Geweihten unterscheiden sich vom Volk vor allem durch eine besondere Würde. Nicht umsonst sprach

man den Priester mit „Hochwürden“ an. Diese Sicht habe ich damals als gottgewollt und unveränderlich angesehen. Von Kindesbeinen an spürte ich in mir den Ruf, Priester zu werden. Ich erinnere mich an eine kleine Episode vor meiner Einschulung. Eine Tante hatte mich zum Gottesdienst mitgenommen. Am Ende wurde um Priesterberufe gebetet. Ich habe nicht mitgebetet, weil ich dachte: Das ist für mich. Ich ahnte, dass dieser Ruf etwas Besonderes sei; habe aber nicht darüber gesprochen. Als Jugendlicher kamen mir natürlich auch Zweifel und Fragen. Erst kurz vor dem Abitur habe ich mit einem Jugendseelsorger gesprochen, der mich ermutigte, den Weg zu probieren. So wurde ich „Priesteramtskandidat“.

Auf dem Weg zur Priesterweihe

Die neue Sicht des Konzils war mir am Anfang des Studiums noch nicht bekannt. Ich geriet in eine sehr kirchenkritische Gruppe. Mehr und mehr wusste ich nicht mehr, warum ich Priester werden sollte. In den Semesterferien machte ich ein Praktikum im Verlag Neue Stadt. Dort stieß ich auf Kollegen, die mir begeistert

von ihrer Berufung erzählten, gemeinsam als Laien nach dem Evangelium zu leben (Fokolar). Ich war so getroffen, dass ich beschloss, mich dieser Bewegung anzuschließen. Zunächst dachte ich, dass ich dazu meinen Wunsch, Priester zu werden, aufgeben müsste. Dann lernte ich Priester kennen, die als Fokolar zu leben versuchten. Ich wurde Mitglied einer Gruppe, die in dieser Weise Priester werden wollten. Ein Wort der Gründerin, Chiara Lubich, war dabei eine entscheidende Hilfe: „Ihr müsst Gott wählen, nicht das Priestertum“.

Priester in der Volkskirche

Nach der Priesterweihe wurde ich Vikar in Lingen an der Ems. Dort lernte ich noch eine lebendige Volkskirche kennen: 7.000 Gottesdienstbesucher am Sonntag, ca. 1.000 Jugendliche in Gruppen, 250 Messdiener etc. Mit Begeisterung stürzte ich mich in die Arbeit. Ich war glücklich. Zugleich hatte ich als Priester eine Sonderstellung in Kirche und Gesellschaft. Als ich z. B. nachts von der Polizei gestoppt wurde, weil ich zu schnell gefahren war, rief ein Polizist, als er mich sah: „Das ist der Vikar!“ Die Polizisten stiegen wieder in ihren Peterwagen und ließen mich ungeschoren. Dass die Kirche und die Stellung des Priesters längst in einem grundlegenden Veränderungsprozess waren, habe ich damals nicht bemerkt.

Suche nach Gott in Hamburg

Nach fünf Jahren wurde ich nach Hamburg versetzt. Ein Mitbruder hat mir einen Satz mit auf den Weg gegeben: „Suche Gott in Hamburg“. Er wurde für mich zum Schlüssel. Ich wurde Stadtjugendseelsorger von Hamburg. Die ge-

wohnte Sonderstellung als Priester war zu Ende. Bisher wurde ich als Priester mit „Sie“ angesprochen. Jetzt duzten mich alle ungefragt. Zunächst hatte ich den Verdacht, dass mein Priestersein nicht genügend geachtet würde. Dann verstand ich, dass in der Jugendarbeit das „Du“ den Haupt- und Ehrenamtlichen die gleiche Augenhöhe und den Jugendlichen Nähe signalisieren sollte. Das konnte ich bejahen und so lernte ich im Team zu arbeiten auf der Basis des Gemeinsamen Priestertums. Nach fünf Jahren wurde ich Pfarrer in Hamburg Blankenese, eine Gemeinde reich an Gaben – materiell, geistig und geistlich. Ich sah meine Aufgabe darin, die Menschen mit diesen Gaben für den Aufbau des Reiches Gottes zu gewinnen. Es wurden in meinem Priesterleben die „sieben fetten Jahre“.

Entscheidend: das Gemeinsame Priestertum

Nach sieben fetten Jahren folgen biblisch sieben magere Jahre. Bei mir wurden es achtzehn. Dem Bischof blieb die Entwicklung der Gemeinde nicht verborgen. Er bat mich, die Aufgabe des Personalreferenten zu übernehmen. Wiederholt wurde ich gefragt, warum man dafür einen Priester brauche. In der Tat hat die konkrete Arbeit wenig mit dem normalen Dienst eines geweihten Priesters zu tun und wird heute auch in verschiedenen Bistümern von Laien übernommen.

Als Jugendseelsorger hatte ich anfangs stark darunter gelitten, nicht mehr den gewohnten Dienst als Priester in der Gemeinde ausüben zu können. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrung sah ich die Notwendigkeit, bewusst darauf

zu verzichten. Andererseits sah ich die Chance, das Gemeinsame Priestertum, mein Christsein zu vertiefen. Ein Hinweis von Papst Johannes Paul II. zur „Spiritualität der Gemeinschaft“ gab mir dabei Orientierung: sie „bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss“ (Novo millennio ineunte Nr. 43).

Ich versuchte, dies in meiner konkreten Arbeit umzusetzen. Die Arbeit war anspruchsvoll. Ich musste mir eine neue berufliche Kompetenz erwerben. Und sie war anstrengend. Unter anderem fuhr ich jährlich mit dem Auto dienstlich über 60.000 km. Mehr und mehr lernte ich, diese Fahrten als Möglichkeit zu nutzen, den Blick des Herzens auf mein Inneres zu lenken und so zu meditieren. Bei den vielen Gesprächen ging es oft um schwerwiegende Angelegenheiten. Ich bemühte mich, bei allen Nöten und Notwendigkeiten nicht zu vergessen, auf das Licht auf dem Angesicht des Bruders und der Schwester zu achten. Manchmal war es unübersehbar, manchmal sehr verborgen. Für mich wurden so die achtzehn Jahre bei aller Belastung mehr und mehr eine Art Exerzitien, die ein Leben verändern.

In meinem Dienst als Personalreferent habe ich großartige Menschen und Gemeinden kennengelernt. Aber ich habe auch in Abgründe geschaut. Im Rückblick erscheint mir die Frage des Wachstums des Gemeinsamen Priestertums entscheidend für eine fruchtbare Pastoral, gute Entwicklung der Gemeinden und ein gelungenes Priesterleben. Mit dieser

Einsicht habe ich dann noch zwölf Jahre mit Freude und großer Freiheit (auch in schwierigen Situationen) als Pfarrer in zwei verschiedenen Pfarreien wirken können.

Seit einem halben Jahr bin ich im Ruhestand. Ich habe mit einem aktiven Pfarrer eine Wohngemeinschaft begonnen. Priesterliche Dienste übernehme ich im Notfall. In der Wohngemeinschaft habe ich die Küche übernommen, ein hervorragender Ort, um im Gemeinsamen Priestertum weiter zu wachsen. So ist die Pyramide auf die Spitze gestellt. Zugleich wächst mein Respekt vor den Vielen, die so selbstverständlich ein Leben lang diesen Platz einnehmen oder eingenommen haben. Mehr und mehr kommt mir der Gedanke, dass höchste Priorität das Menschsein hat. Das Christsein ist dazu eine hervorragende Hilfe und das Weihepriestertum dient in einmaliger Weise dazu, dass allen diese Hilfe zugänglich wird. Im Lebensvollzug ist dieser Dienst aber vergleichbar dem des Arztes, der Verkäuferin, der Mutter oder des Rentners, die alle berufen sind, auf ihre Weise dem Aufbau des Reiches Gottes zu dienen. ■

Kurzfassung

Ansgar Hawighorst, emeritierter Pfarrer, lebt in einer Priestergemeinschaft in Hamburg. Geprägt ist er in seinem Priestertum von der Sichtweise des Gemeinsamen Priestertums, wie es das Zweite Vatikanische Konzil vermittelt. Es gebe den Christen eine einmalige Würde, die durch das Weihepriestertum nicht erhöht werde. Ansgar Hawighorst, der schon als Kind den Ruf zum Priestertum spürte, verstand als Priesteramtskandidat durch einen Impuls von Chiara Lubich, dass es in seiner Berufung darauf ankomme, Gott zu wählen und nicht ein besonderes Amt. Als junger Priester erlebte er in Lingen noch eine lebendige Volkskirche mit vielen Kirchenbesuchern und einer lebendigen Jugendarbeit. Als er Jugendpfarrer von Hamburg wurde, musste er sich darauf einstellen, als Pfarrer geduldet zu werden. Er nahm es als einen Hinweis darauf, dass „in der Jugendarbeit das ‚Du‘ den Haupt- und Ehrenamtlichen die gleiche Augenhöhe und den Jugendlichen Nähe signalisieren sollte“. Nach einer sehr positiven Erfahrung als Pfarrer in Blankenese wurde Ansgar Hawighorst zum Personalreferenten des Bistums berufen. Er sah darin wiederum die Chance, „das Gemeinsame Priestertum, mein Christsein“ zu vertiefen. Die mit der neuen Aufgabe verbundenen vielen Gespräche beinhalteten auch „schwerwiegende Angelegenheiten“, bei denen er aber nicht vergessen wollte, „auf das Licht auf

dem Angesicht des Bruders und der Schwester zu achten“. Trotz aller Belastung wurden die 18 Jahre der Arbeit als Personalreferent zu einer „Art Exerzitien, die ein Leben verändern“. Mittlerweile ist Hawighorst Pfarrer im Ruhestand, in dem er priesterliche Dienste zwar selten, aber in seiner Wohngemeinschaft gerne Dienste, z. B. Arbeiten in der Küche, übernimmt. Darin erlebt er die Chance, „im Gemeinsamen Priestertum weiter zu wachsen“.

Mit Maria auf dem Weg

— ROBERT DAISER

Am 26. Juni 2021 wurde Robert Daiser im Münchner Liebfrauendom zum Priester geweiht. In den letzten Jahren hat der Diakon in seinem Leben und Wirken als Seelsorger Maria als Wegbegleiterin schätzen gelernt. Im folgenden Beitrag stellt er verschiedene Stationen aus dem Leben der Mutter Jesu vor.

Seit meinem Studienfreijahr am Internationalen Zentrum der Fokolar-Bewegung in der Nähe Roms, genauer gesagt am Zentrum der Seminaristen in der Bewegung in Grottaferrata, begleitet mich der Begriff des Marianischen Priestertums. Anfangs war das für mich eine ungewohnte Perspektive auf Maria und das Priestertum. Im Folgenden möchte ich einige ausgewählte Stationen der Biografie Marias herausgreifen, in denen etwas ersichtlich wird, was mir für das Priestersein und für die in der Pastoral stehenden Berufungen überhaupt wichtig geworden ist. Dabei möchte ich einige Wegweiser für den Weg des Priesters heute ausfindig machen.

Das Ja zu Beginn

Am Anfang der ganz persönlichen Geschichte von Maria mit Gott steht die Verkündigungsszene, in der Gott direkt in ihr Leben tritt (vgl. Lk 1,26-38). Vieles wurde über diese Szene bereits gesagt, ich möchte hier nur eines anführen: Das Fiat Mariens, das wir ja auch bei jedem Vaterunser wiederholen, ist das Vorzeichen, das vor allem anderen steht. Ähnlich wie auch ein mathematisches oder musikalisches Vorzeichen hat es einen bestimmenden Einfluss auf alles,

was danach kommt. Alles andere wird von diesem Ereignis sozusagen eingeraht. Das ist, denke ich, auch auf das Priestertum übertragbar. Denn dieses Ja stellt Gott selbst an die erste Stelle. Das gibt mir eine große Gelassenheit, auch im pastoralen Alltag. Dieses Fiat ist für mich wie ein Anker, der mich auch, wenn der pastorale Alltag an Fahrt aufnimmt, immer wieder erinnert, dass Er das Fundament meines seelsorgerlichen Wirkens ist und dass alles im Letzten von Ihm abhängt. Das gibt mir die Freiheit, mich den anstehenden pastoralen Aufgaben ganz zu widmen – nach dem paulinischen Motto: „Alles, was ihr in Wort oder Werk tut, geschehe im Namen Jesu, des Herrn. Tut eure Arbeit gern, als wäre sie für den Herrn“ (Kol 3,17,23).

Konkrete Taten

Auf die Verkündigung folgt der Besuch Marias bei ihrer Base Elisabeth. Dieser Besuch steht für mich für die konkrete Hilfeleistung. Es ist selbstverständlich, dass auch für Priester gilt, mit der Hand anzupacken und konkrete Taten sprechen zu lassen. Beeindruckt an dieser Begebenheit hat mich aber immer, dass es von Maria heißt, dass sie in eine Stadt im Bergland von Judäa *eilte* (vgl. Lk 1,39). Diese Eile steht für eine ganz grundlegende Haltung. Sie steht für die innere Bereitschaft, diese alltäglichen Dinge nicht nur widerwillig anzugehen, sondern bewusst Ausschau danach zu halten, wo meine Hand gebraucht wird, um dann mit Freude und Leichtigkeit zu helfen. Diese Haltung hebt auch Paulus hervor: „Gott liebt einen fröhlichen Geber.“ (2 Kor 9,7)

Im Herzen bewahren

Bei der Geburtsszene im Stall von Bethlehem, genauer als die Hirten berichten, was ihnen widerfahren ist, heißt es von Maria: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen.“ (Lk 2,19) Dieser Satz ist mir im Hinblick auf die verschiedenen Situationen von Seelsorgegesprächen ans Herz gewachsen, sowohl bei Gesprächen zur Vorbereitung der sakramentalen Feiern, allem voran aber bei den Trauergesprächen. Wie wichtig ist es, sich wirklich ansprechen und bewegen zu lassen von dem, was die Menschen mir anvertrauen, und das im Herzen zu bewahren, woran sie mich an ihrem Leben teilhaben lassen. Es geht um ein inneres Verkosten des Gesagten, um die leisen Zwischentöne herauszuhören, denn das, worum es geht, reicht über das Gesagte ja oft weit hinaus. Es geht also um ein ständiges Ringen, das versucht, dem Gesagten und den Personen gerecht zu werden. Nach Anton Boisen, dem Gründer der Klinischen Seelsorge-Ausbildung, geht es darum, in den Menschen zu lesen wie in der Bibel.

Loslassen können

Dass Maria alle Worte in ihrem Herzen bewahrte, wird noch an einer zweiten Stelle erwähnt, nämlich nach der Wallfahrt mit dem zwölfjährigen Jesus zum Paschafest in Jerusalem (vgl. Lk 2,51). Für mich steht diese Szene in engem Zusammenhang mit der Darstellung Jesu im Tempel kurz nach seiner Geburt (vgl. Lk 2,22-40). Beide Male geht es um das Loslassen. Ich habe mich immer daran gestört, wie diese Szene im freudenreichen Rosenkranz beschrieben wird:

„Jesus, den Du, o Jungfrau im Tempel aufgeopfert hast.“ Aber nach einiger Zeit habe ich verstanden, dass es wirklich ein Opfer ist. Josef und Maria müssen ihre Erwartungen und Vorstellungen, die sie von ihrem Sohn Jesus hatten, aufgeben. Sie müssen erkennen, dass Er anders ist, dass sein Leben anders verlaufen wird, als sie es sich gewünscht hätten. Ich denke, diese Tugend des Loslassens ist in zweifacher Hinsicht wichtig. Zum einen geht es darum, bereit zu sein, seine eigenen Erwartungen, Ideen und Vorstellungen immer wieder hinterfragen zu lassen und hintan zu stellen. Das Loslassen ist so die Voraussetzung dafür, sich auf etwas anderes einlassen zu können. Zum anderen geht es aber auch darum, die eigenen Erfolge loszulassen. Die den Christen angemessene Form des Loslassens ist die Dankbarkeit. Die Dankbarkeit und das Staunen darüber, was uns geschenkt wurde, schafft Distanz, um sich die Verdienste nicht selbst zuzuschreiben, sondern Gott. Diese Dankbarkeit ist für mich auch der Schlüssel zu der so oft geforderten Authentizität. Denn, um es mit Paulus zu sagen: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ (1 Kor 4,7)

Das Hören

Das erste Zeichen, das der erwachsene Jesus im Johannesevangelium wirkt, geschieht bei der Hochzeit zu Kana, bei der auch seine Mutter anwesend ist. Sie ist nicht nur die erste der Gäste, die die Notlage der Brautleute bemerkt, sondern sie gibt den Dienern auch den entscheidenden Hinweis: „Was er euch

sagt, das tut.“ (Joh 2,5) Die beiden hier beschriebenen Eigenschaften sind auch für die Zusammenarbeit in Gremien unerlässlich. Wenn ich beispielsweise mit Jugendlichen einen Gottesdienst vorbereite, dann komme ich mir manchmal vor wie ein Jongleur, der die Ideen, die ihm wie Bälle zugeworfen werden, alle in der Luft halten muss. Er muss achtsam sein, um zu erkennen, aus welcher Richtung eine Idee kommen könnte. Gemeinsam mit allen anderen muss er abwägen, welche Bälle im Spiel bleiben, welche Idee weiterverfolgt wird, wie die einzelnen Ideen zu einem Gesamtkunstwerk zusammengefügt werden können. Dabei ist es die Aufgabe des Leiters einer Sitzung, wie Maria zwischen den Beteiligten zu vermitteln, aber auch die entscheidenden Impulse zu setzen. All das hat aber stets im gemeinsamen Hören zu geschehen, auf das „was er euch sagt“ (Joh 2,5).

Den Weg mit Jesus weitergehen

Eine weitere Begebenheit im Leben von Maria, die mich stets berührt hat, ist die bei den Synoptikern überlieferte Szene, in der sich die Angehörigen Jesu auf die Suche nach ihm machen (vgl. Mk 3,31-35; Mt 12,46-50; Lk 8,19-21). Auch wenn seine Verwandten gegen ihn aufgebracht sind und die Szene auch für Maria scheinbar enttäuschend endet, mag die ursprüngliche Motivation Marias doch eine andere gewesen sein. Sie möchte vielleicht einfach etwas von ihrem Sohn erfahren, nachdem sie längere Zeit nichts mehr von ihm gehört hat. Auch im pastoralen Alltag hat man phasenweise mit verschiedenen Menschen mal mehr, mal weniger zu tun. Dennoch gehört es dazu, diejenigen

nicht aus dem Blick zu verlieren, die aus den verschiedenen Gründen gerade nicht so präsent sind. Ihnen nachzugehen kann geschehen, indem man sich nach ihnen erkundigt, oder ihnen einen Gruß ausrichten lässt. Auch der Gute Hirte zeichnet sich dadurch aus, dass er den verlorenen Schafen nachgeht (vgl. Lk 15,4-7). Und noch etwas anderes zeigt mir diese Szene, nämlich dass auch Maria nicht immer alles verstanden hat, was ihr Sohn da tat, und trotzdem aus Liebe hinter ihm stand und sein Wirken mitgetragen hat. Das könnte man vielleicht auch auf die aktuelle kirchliche Situation übertragen. Auch hier verstehe ich nicht immer alles, was in der gegenwärtigen Situation geäußert wird. Trotzdem überwiegt wie bei Maria die Überzeugung, dass es das große Ganze wert ist, diesen Weg weiterzugehen, einerseits, weil die Kirche einen so großen spirituellen Reichtum zu bieten hat, und andererseits, um so meinen Beitrag zu leisten, dass dieser Reichtum auch den Menschen heute nahegebracht wird und die Kirche so immer mehr zu dem wird, was sie eigentlich sein soll, bzw. der Idee ihres Gründers nach ist.

Den Schmerz teilen

Machen wir einen großen Sprung an das Ende des Lebens Jesu. Bei der Schilderung der Kreuzigung im Johannesevangelium heißt es, dass Maria bei dem Kreuz stand (vgl. Joh 19,25). Die Tradition hat dieses Stehen Marias unter dem Kreuz hervorgehoben – Maria als die „Stabat Mater“. Dieses Stehen scheint mir bedeutsam zu sein, denn es ist eine bestimmte Haltung, dem Leid und dem Schmerz zu begegnen. Maria wendet sich nicht ab, sie flieht

nicht, sie verschließt und verweigert sich nicht dem, was da geschieht. Das macht ihre Größe aus. Sie steht ihre Frau, sie widersteht dem Leid und hält stand, sie hält dagegen. Diese Haltung ist die Voraussetzung dafür, auch im eigenen Leid offen zu bleiben für das, was um sie herum geschieht. Paradigmatisch zeigt sich das daran, dass sie Johannes unter dem Kreuz als Sohn annimmt (vgl. Joh 19, 26). In ihrer eigenen Verwundbarkeit bleibt sie offen für den Schmerz anderer. Die Stabat Mater ist auch eine Einladung an uns, nicht zu kapitulieren und zu resignieren, wenn sich Schwierigkeiten in den Weg stellen. In dieser Haltung der Offenheit kann Neues entstehen. In diesem Sinne macht Not erfinderisch, wie der Volksmund sagt. Das verlangt aber auch Flexibilität und Kreativität, gerade angesichts einer Krise.

Liturgie als Beziehungsgeschehen

Die Jünger scheinen länger zu brauchen, um sich zu dieser Haltung der Offenheit durchzuringen. Das geschieht endgültig an Pfingsten. Dort tritt auch Maria wieder in Erscheinung. Im Vorfeld von Pfingsten hören wir von der Urgemeinde, die zusammen mit Maria einmütig im Gebet verharrt (vgl. Apg. 1,14). Maria inmitten der Apostel – das ist für mich auch ein schönes Bild für die Liturgie. Wenn ich einer gottesdienstlichen Feier vorstehe, ist es für mich ganz entscheidend zu wissen, dass ich eine „Rolle“ unter anderen inne habe. Dem Priester, der Christus als Haupt repräsentiert, kommt dabei eine besondere Rolle zu. Folgerichtig besteht sein Dienst darin, in der Liturgie die Rolle des Vorstehers zu übernehmen. Dennoch ist es wichtig,

ein Gespür dafür zu haben, dass die Rolle des Vorstehers nicht die einzige Rolle ist. Liturgie ist keine One-Man-Show. Die Schönheit der Liturgie kann sich erst im Zusammenspiel der verschiedenen Rollen entfalten. Dabei ist es mir wichtig, sich als Vorsteher auch zurücknehmen zu können, die anderen Akteure ernst zu nehmen und ihnen den Raum zu geben, der ihnen zusteht. Die Trägerin der Liturgie ist die ganze Gemeinde. Liturgie ist ein Beziehungsgeschehen. Dabei gilt ganz besonders: „Wir sind nicht Herren über euren Glauben, sondern wir sind Mitarbeiter eurer Freude.“ (2 Kor 1,24). Das heißt für mich auch, dass wir der Gemeinde gegenüber Rechenschaft über unser Tun schuldig sind, denn sie sind ja die Adressaten unseres Handelns, gerade auch in den liturgischen Handlungen. Darüber hinaus hilft es aber auch mir persönlich, einmal in den Hintergrund zu treten, um die Liturgie selbst mit mehr Innerlichkeit zu feiern.

Auf den Körper achten

Am Ende ihres irdischen Lebens wird Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Für mich ist es bemerkenswert, wie die Tradition der Kirche auf der *leibhaften* Aufnahme Mariens in den Himmel beharrt. Das sagt viel über das Verständnis des Menschen an sich aus, dass gerade seiner leiblichen Verfasstheit ein so hoher Stellenwert beigemessen wird. Das ist auch eine Mahnung an mich selbst, als geistlicher Mensch die Selbstsorge und auch die Sorge um den Leib nicht zu vernachlässigen. Mein geistlicher Begleiter hat mich zu Beginn unseres Gesprächs immer gefragt, ob ich genügend schlafe, mich genügend bewe-

ge und auch auf meine Ernährung achte. Anfangs habe ich das etwas belächelt, nun imponiert es mir, wenn Menschen so auf die Stimme ihres Körpers hören können. Auch wenn das etwas Übung erfordert, ist es doch unerlässlich für die innere Ausgeglichenheit. Es ist für mich ein starkes Zeugnis, wenn man mit sich im Reinen ist und in Einklang mit seinem Körper lebt. Denn er ist uns ja auch von Gott anvertraut, wie der Apostel Paulus sagt: „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott habt? Ihr gehört nicht euch selbst; denn um einen teuren Preis seid ihr erkauft worden. Verherrlicht also Gott in eurem Leib!“ (1 Kor 6,19f.)

Diese Stationen im Leben von Maria haben mir geholfen, über jede Art von Marienfrömmigkeit hinaus, zu entdecken, dass Maria eine wegweisende Gefährtin auf dem geistlichen Weg ist. Mit der Zeit habe ich sie immer mehr als Wegbegleiterin in meinem Leben und Wirken als Seelsorger schätzen gelernt. Diese Wegweiser geben mir eine Ahnung, was ein marianisches Priestertum heute bedeuten könnte. ■

Kurzfassung

Der Priester Robert Daiser stellt in seinem Beitrag Stationen aus dem Leben Marias vor, die ihm persönlich wichtig geworden sind. Das Fiat von Maria versteht er als das Vorzeichen, „das vor allem anderen steht“. Gott selbst an die erste Stelle zu setzen, gebe ihm selbst die Freiheit, sich ganz den „anstehenden pastoralen Aufgaben“ zu widmen. Diese Aufgaben bedeuten auch oftmals einen ganz konkreten Einsatz, so wie ihn Maria für ihre Base Elisabeth geleistet habe. Wie Maria die Worte der Hirten in ihrem Herzen bewahrte, so ist es dem Priester gerade in der Seelsorge wichtig, „was die Menschen mir anvertrauen [...] im Herzen zu bewahren“. Auch das Loslassen-Können, so wie Maria den zwölfjährigen Jesus loslassen musste, ist für den Seelsorger eine wichtige Tugend. Sie helfe, seine eigenen Erwartungen, Ideen und Vorstellungen immer wieder zu hinterfragen und hintanzustellen. Einen weiteren bedeutsamen Punkt sieht er im Hören Marias auf Jesus bei der Hochzeit zu Kana. Eine wichtige Tugend gerade im Blick auf die Pastoral, in dem der Seelsorger mit allen gemeinsam erkennen muss, welche Impulse die richtigen sind. Immer zu Jesus zu stehen, so wie Maria im Leben ihres Sohnes, versteht Daiser auch im Blick auf die aktuelle Situation der Kirche, die es wert ist, immer zu ihr zu stehen, auch angesichts ihres immensen spirituellen Reichtums. Wie Maria den Schmerz

der Menschen zu teilen, als sie unter dem Kreuz steht, ist für den Diakon eine Einladung auch dann „nicht zu kapitulieren und zu resignieren, wenn sich Schwierigkeiten in den Weg stellen“. Maria inmitten der Jünger an Pfingsten bringt Daiser mit der Feier der Liturgie in Verbindung. Die „Schönheit der Liturgie“ könne sich nur „im Zusammenspiel der verschiedenen Rollen entfalten“, und indem jeder den Raum erhalte, der ihm zusteht. Die leibhafte Aufnahme Mariens in den Himmel zeigt dem Seelsorger den hohen Stellenwert der „leiblichen Verfasstheit“ des Menschen. Sie habe ihm geholfen, mehr auf den eigenen Körper zu achten und im Einklang mit ihm zu leben.

Der Priester auf dem Weg zur Ganzheitlichkeit

Impulse aus der „Ratio Fundamentalis Institutionis Sacerdotalis“

— STEFAN ULZ

Dr. Stefan Ulz ist Pfarrer und Leiter des Seelsorgeraums Graz-Südost der Diözese Graz-Seckau. Der Herausgeber des *prisma* stellt in seinem Beitrag die wesentlichen Punkte des vatikanischen Dokumentes „Ratio Fundamentalis Institutionis Sacerdotalis“ über die Priesterausbildung vor. Darin wird die Priester(aus)bildung als beständiger, ganzheitlicher, gemeinschaftlicher, missionarischer Weg beschrieben.

Aus dem Vatikan kommenden Dokumenten wird gerade im deutschsprachigen Raum nicht unbedingt Begeisterung entgegengebracht, wenn sie nicht überhaupt von vornherein mit negativen Vorurteilen abgekanzelt werden. Allerdings führt dies dazu, dass auch wertvolle Impulse überhört werden und nötige Erneuerungsschritte nicht auf den Weg gebracht werden.

Dies geschah m. E. beim Dokument über die Formung der Priester vom 8. Dezember 2016 mit dem Titel „Das Geschenk der Berufung zum Priestertum“. Dass diese „Ratio Fundamentalis“¹, die das Grundlagenpapier für die Priester(aus)bildung ist, in unseren Breiten kaum über die Grenzen der Priesterseminare hinaus bekannt ist und selbst dort wie auch im weiteren Formungsweg der Priester nur in Ansätzen rezipiert wurde, sehe ich als

¹ Kongregation für den Klerus, Das Geschenk der Berufung zum Priestertum, *Ratio Fundamentalis Institutionis Sacerdotalis* (8. Dezember 2016), (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 209), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2017.

ein Versäumnis. Ich möchte im Folgenden jene vier Merkmale, die gemäß der „Ratio Fundamentalis“ – kurz „Ratio“ – dem Ausbildungsweg der Priester zugrunde liegen, in synthetischer Form präsentieren.

Theologisch-anthropologische Vorbemerkung

Vorweg sei eine wichtige Erkenntnis erwähnt, die dem Programm der Priesterausbildung zugrunde liegen muss, jedoch erfahrungsgemäß nicht als selbstverständlich vorauszusetzen ist: das anthropologische Faktum, dass der Mensch einer und unteilbar ist. Ich kann die drei Ebenen der Berufung – jene zum Menschsein, jene zum Christsein, jene zum Priestersein – nicht voneinander trennen; sie bauen aufeinander auf und bedingen einander. Ich bin als Person eins und kann nicht die Dimension meiner menschlichen Reifung vernachlässigen oder die Berufung zur Heiligkeit als Christ, weil ich etwa durch eine Weihe darüber erhaben wäre. Die Weihe ist kein magisches Ritual, das mich automatisch in meinem Mensch- oder Christsein besser macht. Diese anthropologische Grundaussage heißt in Konsequenz, dass mein Leben von Anfang bis Ende eines ist und ich jede Etappe meines Lebens als eine Etappe der Heilsgeschichte Gottes mit mir sehen muss. Es heißt zudem, dass ich alles in meiner Biografie ernst nehmen und in das Licht Gottes stellen muss, um als Mensch, Christ und Priester die Erlösung bezeugen zu können. Von daher betont das vatikanische Schreiben, dass die **Priesterausbildung ein einziger Weg** ist, in welchem es freilich verschiedene Phasen gibt. Hier nennt

die „Ratio“ die „propädeutische Phase“, die „Phase der Jüngerschaft“, jene der „Gleichgestaltung mit Christus, dem Diener und Hirten“ und die „pastorale Phase“. Dabei wird unterstrichen, dass diese Phasen nicht quasi eine nach der anderen und die vorhergehende hinter sich lassend durchlaufen werden, sondern dass sie in einer bleibenden Dynamik stets ineinander verwoben gelebt werden. Im Einführungskapitel lesen wir, dass „der Ausbildungsweg der Priester in der vorliegenden „Ratio Fundamentalis“ durch vier Merkmale als ständige, ganzheitliche, gemeinschaftliche und missionarische Formung beschrieben“² wird.

Ständiger Formungsweg

Im italienischen Originaltext steht für „ständig“ das Wort „unica“, was besser als die deutsche Übersetzung den Kern der Sache trifft. „Unica“ heißt einzig, einzigartig, unteilbar. Wir sind es gewohnt, unter Priesterausbildung den Zeitraum vom Eintritt ins Priesterseminar bis zur Priesterweihe zu verstehen. Hier liegt ein erster entscheidender Punkt: Es gibt keine fertigen Priester! Mein ganzes Leben ist ein einziger (unica) Ausbildungsweg, weil es ein Leben lang gilt, mehr Mensch, mehr Christ zu werden, sowie mehr die Gleichgestaltung mit Christus als Priester an sich geschehen zu lassen.

Man muss differenzieren: Ein priesterliches Amt und die mit der Weihe verbundenen Vollmachten und Riten kann ich ab der Priesterweihe ausüben. Aber wirkliches Priester-Sein ist ein lebenslanges Priester-Werden. Bezeichnenderweise

2 *Ratio Fundamentalis*, Einleitung, Nr. 3.

gibt es kein Wort für Priester-Tun; das Verb „priestern“ gibt es nicht. Ich muss lebenslang lernen, Priester zu sein. In der „Ratio“ steht übrigens nicht das Wort „Seminaristenausbildung“, sondern „Priesterausbildung“. Sie spricht von einem Weg, der „während des ganzen Lebens andauert“³. In einer Ansprache an die italienischen Bischöfe am 8. November 2014 sagte der Papst dazu: „Jeder Priester muss sich stets als ein Jünger fühlen, der auf dem Weg ist, der ständig einer ganzheitlichen Bildung bedarf, die als eine ständige Gleichgestaltung mit Christus zu begreifen ist.“⁴

Ganzheitliche Formung

Als zweite charakteristische Note nennt die Rahmenordnung die Ganzheitlichkeit. Dies wurde bereits in „Pastores dabo vobis“⁵ unter dem Blickwinkel der vier Dimensionen der Priesterausbildung – menschliche Reifung, geistliche Formung, theologische Bildung, pastorale Befähigung – gesehen. Neu in der „Ratio“ ist einerseits eine stärkere Betonung des Ineinanders dieser vier Dimensionen sowie die Notwendigkeit, ausreichend auf die menschliche Reife zu achten, die die Basis für die übrigen Dimensionen bildet.

Deutlicher unterstrichen ist zudem die Ausrichtung auf das Ziel, dass nämlich

die Priester im Zusammenwirken aller Dimensionen zur „Selbsthingabe an die Kirche“ befähigt werden, die „der Inhalt der pastoralen Liebe ist.“⁶ Dahinter steht die von Franziskus bei verschiedenen Gelegenheiten angeprangerte Haltung mancher Würdenträger, als sei das Priestertum des Dienstes eine Gabe, die vor allem der Person des Priesters selbst bzw. seiner Selbstverwirklichung, seinem Ansehen, gar einem Vergrößern seiner Macht diene. Im Schreiben kommt dieser Haltung gegenüber ein klares Nein zum Ausdruck. Es geht um die Gleichgestaltung mit Christus, dem Hirten und Diener.⁷ Christus, der Gute Hirte, hat sein Leben hingegeben für die Seinen und ist gekommen zu dienen, nicht um sich bedienen zu lassen (vgl. Mk 10,45). In seiner Lebenshingabe am Kreuz ist er der Priester, der Altar und das Opferlamm. „Dies war der erste christliche Altar, der Altar des Kreuzes“⁸, betonte Franziskus bei einer Generalaudienz in seiner Katechese über die Eucharistiefeier. Der Priester soll – so die „Ratio“ – „vereint mit ihm [mit Christus] [...] sein Leben zu einem Geschenk seiner Selbst für die anderen“⁹ werden lassen. Das verlangt, dass sich der Priester auf einen lebenslangen Reifungsprozess einlässt.

3 Ebd., Nr. 3.

4 Papst Franziskus, Ansprache am 8. November 2014 an italienische Bischöfe in Assisi; zit. in der Präsentation der *Ratio Fundamental* durch Erzbischof Jorge Carlos Patrón Wong, dem Sekretär der Kleruskongregation für die Priesterseminare, im März 2018 im Rahmen der deutschsprachigen Regentenkonferenz, schriftliches Referat, 2.

5 Vgl. Papst Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Pastores dabo vobis*. Über die Priesterausbildung im Kontext der Gegenwart (1992), Nr. 43–59.

6 *Ratio Fundamental*, Einleitung, Nr. 3.

7 Vgl. *Ratio Fundamental*, Nr. 68.

8 Papst Franziskus, Generalaudienz am 28. Februar 2018, in: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/audiences/2018/documents/papa-francesco_20180228_udienza-generale.html.

9 *Ratio Fundamental*, Nr. 68; vgl. auch ebd., Nr. 39.

Gemeinschaftlicher Weg

Die gemeinschaftliche Dimension der Ausbildung ist in der „Ratio“ tatsächlich neu, sowohl was ihr Verständnis als auch was einige Inhalte anbelangt. An ihr zeigt sich deutlich, wie die Kirche an der Erneuerung der Priesterausbildung arbeiten will. Nämlich im Sinne des Zweiten Vatikanums und einiger kirchlicher Dokumente seither. Es geht um eine Erneuerung der Kirche als *Communio*-Kirche; *Communio* allerdings nicht soziologisch verstanden als Form von Gemeinschaft von Gleichgesinnten oder als Verein, sondern im eminent theologischen Sinn als trinitarische *Communio*, die Bild und sakramentale Vergegenwärtigung der *Communio* von Gott Vater, Sohn und Geist ist.

Nüchtern betrachtet müssen wir eingestehen, dass die Priesterausbildung tendenziell so angelegt war und oft noch ist, dass der Priester ein guter, selbstständiger, möglichst heiliger Mann wird, der aber letztendlich als Einzelkämpfer für das Reich Gottes wirkt. Wie alle Gläubigen sind auch die Priester in einer eher individuellen Spiritualität geprägt worden, die sie dann auch – oft durchaus in heroischer Weise – leben. Als Motto dieser Spiritualität gilt der Imperativ: „Rette deine Seele!“ Dieser Satz findet sich nicht von ungefähr auf vielen Missionskreuzen in den Pfarren und hat Gläubige geprägt. Nicht zu vergessen, dass wir in einer Gesellschaft der Ich-AGs leben, in welcher das Ich oder richtiger gesagt das Ego das bestimmende Zentrum ist. Das Motto „Rette deine Seele!“ heißt dann für Priester: Schau zunächst auf dich und deine Beziehung zu Gott. Schau dann gut auf deine Pfarre, lass

aber den Nachbarpfarrer nicht in deine Karten schauen – weder pastoral noch dahingehend, wie es dir als Mensch, Christ, Priester geht. Heilige dich als Priester. Um nicht missverstanden zu werden: Sich als Priester zu heiligen ist erstrebenswert.

Heute jedoch – wenn es tatsächlich um die Kirche als trinitarische *Communio* gehen soll –, braucht es einen zusätzlichen Schritt, der das individuelle Streben nach Heiligkeit nicht überflüssig macht, sondern vielmehr voraussetzt. Es braucht den Schritt über sich hinaus, über die eigene Gottesbeziehung hinaus, über die Pfarre hinaus, sogar über die strukturell verfasste Kirche hinaus. Die Einladung, „aus sich herauszugehen“¹⁰, um auf den anderen zuzugehen und von einer individuellen – und bisweilen individualistischen – Mystik zu einer „Mystik der Gemeinschaft“ zu gelangen, ist bei Papst Franziskus wie ein Refrain, der seine Lehre durchzieht. Ich möchte an dieser Stelle nur zwei Zitate aus „*Evangelii Gaudium*“ wiedergeben. Im Artikel 87 schreibt der Papst, es gehe um die „Herausforderung, die ‚Mystik‘ zu entdecken und weiterzugeben, die darin liegt, zusammen zu leben, uns unter die anderen zu mischen, einander zu begegnen [...] Aus sich selbst herausgehen, um sich mit den anderen zusammenzuschließen, tut gut. Sich in sich selbst zu verschließen bedeutet, das bittere Gift der Immanenz zu kosten.“¹¹ Wenn das In-sich-selbst-

10 Papst Franziskus, Ansprache *Begegnung mit den Seminaristen, Novizen und Novizinnen* (6. Juli 2013); zit. in: *Ratio Fundamentalis*, Nr. 29.

11 Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii Gaudium*, Nr. 87.

Verschließen auf spiritueller Ebene gelebt wird, spricht der Papst von „spiritueller Weltlichkeit“¹². In der Tat gibt es diese auch unter Priestern. Im Artikel 272 spricht Franziskus von der Mystik der Nächstenliebe, wo deutlich wird, wie gerade das Aus-sich-Herausgehen und in Liebe für die anderen da zu sein, die persönliche Gotteserfahrung vertieft. Er schreibt: „Wenn wir daher die ‚Mystik‘ leben, auf die anderen zuzugehen und ihr Wohl zu suchen, weiten wir unser Inneres, um die schönsten Geschenke des Herrn zu empfangen. Jedes Mal, wenn wir einem Menschen in Liebe begegnen, werden wir fähig, etwas Neues von Gott zu entdecken. Jedes Mal, wenn wir unsere Augen öffnen, um den anderen zu erkennen, wird unser Glaube weiter erleuchtet, um Gott zu erkennen. [...] Keiner hat ein besseres Leben, wenn er die anderen flieht, sich versteckt, sich weigert teilzunehmen, widersteht zu geben, sich in seine Bequemlichkeit einschließt. Dies kommt vielmehr einem langsamen Selbstmord gleich.“¹³ Die neue „Ratio“ will der Formung der Priester dieses Prägemal geben und daher unterstreicht sie den durchgehend gemeinschaftlichen Charakter.

Viele kennen das Wort von Karl Rahner, dass der Christ der Zukunft ein Mystiker sein wird oder nicht mehr sein wird.¹⁴ Rahner hat Recht. Ich würde das Wort von Rahner allerdings im Sinne des Kon-

zils und im Sinne von Papst Franziskus umformulieren in die Aussage: Die Christen der Zukunft werden entweder Mystiker der Communio sein oder sie werden nicht mehr sein! Es braucht eine gemeinschaftliche Spiritualität, in welcher das Motto nicht mehr lautet: „Rette deine Seele!“ (das könnte auch egoistisch gelebt werden). Vielmehr müsste das Motto lauten: „Rette die Seele der Kirche, die Seele der trinitarischen Communio!“ Indem du diese rettetest, rettetest du im Übrigen auch deine eigene Seele.

In der „Ratio“ ist dieser Gedanke der Ausbildung für eine Communio-Kirche ein durchgehendes Leitmotiv. Einige Artikel aus der „Ratio“ mögen zur Veranschaulichung genügen. Bereits in der Einleitung steht: Die Priesterausbildung „hat von Anfang an einen eminent gemeinschaftlichen Charakter“¹⁵. Der Artikel 50 trägt die Überschrift „Begleitung durch die Gemeinschaft“. Das zeigt einen interessanten Schritt, denn bisher wurde Begleitung oft ausschließlich als individuelle Begleitung gesehen; es ist aber auch die Gemeinschaft, die begleitet. „Die Ausbildung vollzieht sich täglich durch die zwischenmenschlichen Beziehungen, die Zeiten des Miteinanders und des Gesprächs.“¹⁶ Gleich im darauffolgenden Artikel lesen wir: „Die Erfahrung des gemeinschaftlichen Lebens ist ein wertvolles und unumgebares Element in der Ausbildung jener, die künftig berufen sind, eine echte geistliche Vaterschaft [...] zu üben.“¹⁷ Weiter heißt es: „In der

12 Vgl. ebd., Nr. 93–97.

13 Ebd., Nr. 272.

14 Vgl. Karl Rahner, Zur Theologie und Spiritualität der Pfarreseelsorge, in: ders., Schriften zur Theologie. Bd. 14, Zürich 1980, 161.

15 *Ratio Fundamentalis*, Einleitung Nr. 3.

16 Ebd., Nr. 50.

17 Ebd., Nr. 51.

Kirche, die das ‚Haus und die Schule der Gemeinschaft‘ ist und die ‚ihre Einheit aus der Einheit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ableitet‘, ist der Priester gerufen, ‚der Mann der Gemeinschaft‘ zu sein.“¹⁸

Missionarische Formung

Zum vierten Merkmal lesen wir in der „Ratio“: „Da der zum Priestertum erwählte Jünger aus der christlichen Gemeinschaft kommt und zu dieser zurückkehrt, um ihr zu dienen und sie als Hirte zu leiten, ist die Ausbildung selbstverständlich missionarisch geprägt. Ihr Ziel ist die Teilnahme an der einzigartigen Sendung in allen ihren Formen, die Christus seiner Kirche anvertraut hat, das heißt die Evangelisierung.“¹⁹

Jede echte christliche *Communio* ist von sich aus missionarisch, da sie den lebendigen Gott in ihrer Mitte erfährt und bezeugt und folglich Gott selbst es ist, der die Menschen zu sich bekehrt. Wenn christliche bzw. kirchliche Gemeinschaft zur „Kuschelecke“ für Gleichgesinnte wird, vielleicht noch unter Abschottung von der übrigen, bösen Welt oder von Teilen der Kirche, dann darf diese im Grunde gar nicht als „christlich“ apostrophiert werden, sondern eher als kirchlicher Club oder Verein, als fromme Gruppe von Gleichgesinnten. Echte christliche *Communio* ist vom Wesen her missionarisch, evangelisierend und für alle offen. Kirche ist eine Gemeinschaft von Ungleichen, deren verbindende

Mitte der auferstandene Herr allein ist, nicht irgendwelche anderen Motive, selbst wenn diese fromm sein mögen, wie etwa gemeinsame liturgische Feiern. An dieser Stelle genügt der Verweis auf die Lehre von Papst Franziskus in seinem für die Kirche programmatischen Schreiben „*Evangelii Gaudium*“, um zu verstehen, welche Bedeutung und welches Verständnis von missionarischer Kirche intendiert ist. Priester(aus)bildung ist, dem Wunsch der Kirche entsprechend, durchgehend von diesem missionarischen Merkmal geprägt. Priester, die sich auf beständige Formung im missionarischen Sinn einlassen, werden nicht nur gute Diener der Kirche sein, sondern auch die „Freude des Evangeliums“ erfahren dürfen.

Es würde sich m. E. lohnen, die „Ratio“ eingehend zu studieren, das Leben und die Formung der Priester in ihrem Licht zu überprüfen sowie mutige Schritte zu wagen, um ihren Vorgaben mehr zu entsprechen, als dies bislang geschieht. Die Priester selbst und die Kirchen würden gewiss nicht wenig davon profitieren.■

¹⁸ Ebd., 52.

¹⁹ *Ratio Fundamentalis*, Einleitung, 3.

Kurzfassung

Dr. Stefan Ulz, Pfarrer und Leiter des Seelsorgeraums Graz-Südost der Diözese Graz-Seckau, stellt in seinem Beitrag das vatikanische Dokument „Ratio Fundamentalis Institutionis Sacerdotalis“ vor. Es beinhaltet viele „wertvolle Impulse“ für die Priesterausbildung, die weltweit viel stärker rezipiert werden sollten. In einer Vorbemerkung weist der Theologe darauf hin, dass anthropologisch verstanden der Mensch „einer und unteilbar“ sei und sich als Person durch eine – wie in der „Ratio Fundamentalis“ beschrieben – „ständige, ganzheitliche, gemeinschaftliche und missionarische Formung“ weiterentwickeln sollte. Der Begriff „ständig“ der „Ratio“ bedeute, dass das ganze Leben ein „einziger Ausbildungsweg“ sei, wirkliches Priestersein ein „Priester-Werden“ bedeute. Es gehe um einen Weg der Priester im Blick auf die „Gleichgestaltung mit Christus“, in der sich laut Papst Franziskus der Priester „als ein Jünger“ fühlen müsse. Die „ganzheitliche“ Entwicklung des Priesters wird im Blick auf die vier Dimensionen der Priesterausbildung – menschliche Reifung, geistliche Formung, theologische Bildung, pastorale Befähigung – gesehen. Gegen diese Entwicklung stehe die falsche Vorstellung mancher Priester, das eigene Priesteramt als ein „Vergrößern seiner Macht“ zu verstehen. Es gehe im Gegenteil immer um die Haltung, ein „Geschenk seiner

selbst für die anderen“ zu werden. Im dritten Punkt „gemeinschaftlich“, laut Ulz ein ganzer neuer Punkt, den die „Ratio“ anspreche, gehe es darum, die Kirche als Communio zu verstehen und den Priester nicht als Einzelkämpfer. Papst Franziskus lade dazu ein, von einer „individuellen Mystik“ zu einer „Mystik der Gemeinschaft“ zu gelangen, weswegen auch die Priesterausbildung selbst im Wesentlichen einen „gemeinschaftlichen Charakter“ haben solle. In einem vierten Punkt wird die missionarische Prägung der Priesterausbildung angesprochen. „Echte christliche Communio“ sei „vom Wesen her missionarisch, evangelisierend und für alle offen“, so der Theologe. Die Kirche dürfe nicht zur „Kuschelecke“ Gleichgesinnter werden, sondern müsse eine echte Offenheit zeigen, die der Welt entschieden zugewandt ist.

Von Gott gerufen

Sr. Philippa Rath über das Amt von Frauen in der Kirche

Schwester Philippa Rath ist Benediktinerin der Abtei St. Hildegard in Rüdesheim/Eibingen und wurde im April als Einzelpersonlichkeit in das Zentralkomitee der deutschen Katholiken gewählt. Sie ist Delegierte des Synodalen Weges und Mitglied im Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“. Bei einem Pausenkaffee mit zwei Bischöfen vertraten diese ihr gegenüber die Meinung, dass es echte Priesterberufungen bei Frauen doch gar nicht gäbe. Um den „Gegenbeweis“ anzutreten, sandte sie Ostern 2020 an zwölf Frauen die Bitte um ein persönliches Lebenszeugnis, in der Hoffnung, dass vielleicht drei bis

vier Erfahrungen zurückkämen, die sie zur nächsten Synodalversammlung mitnehmen könnte. Doch bis Pfingsten 2020 erreichten sie 150 Berufungsgeschichten von Frauen, denn die Mail hat Kreise gezogen. So wurde sie zur Herausgeberin wider Willen. Der Herder-Verlag veröffentlichte das Buch „Weil Gott es so will“ (2021), das die gesammelten Berufungszeugnisse enthält. Trotz vieler Medienanfragen war sie bereit zu einem schriftlichen Interview.

Die Fragen stellte Dr. Tonja Deister aus Weinheim.

das prisma: Was empfanden Sie, als die Welle der Berufungserfahrungen in der Osterzeit 2020 bei Ihnen ankam?

Sr. Philippa Rath: Ich war überrascht und überwältigt zugleich. Denn ursprünglich hatte ich ja nur zwölf Frauen um ein Berufszeugnis gebeten. Diese wollte ich dann als wichtige erfahrungstheologische Ergänzung zu den fachtheologischen Diskussionen im Synodalforum „Frauen in Ämtern und Diensten der Kirche“ mitnehmen. Dann aber kamen innerhalb von fünf Wochen 150 ebenso berührende wie auch erschütternde Texte. Mich hat das alles sehr bewegt, nicht selten kamen mir auch die Tränen, als ich von dem Leiden so vieler engagierter Frauen an und in unserer Kirche las. Und ich hatte von Anfang an das Gefühl, dass es wichtig wäre, diesen Stimmen Gehör zu verschaffen, damit bisher Unsagbares endlich sagbar gemacht wird.

das prisma: Wie sind Sie zu dem Titel „Weil Gott es so will“ gekommen?

Sr. Philippa Rath: Der Titel unseres Buches ist ein Zitat aus einem der Beiträge selbst. Die Erfahrung dahinter steht aber für viele der Autorinnen. Die Frauen, die hier schreiben, wissen sich von Gott berufen. Das wusste ich auch, als ich vor mehr als 30 Jahren meiner Ordens-

berufung gefolgt bin. Ich war mir sicher, dass Gott das so will. Und ebenso erging es vielen der Frauen. Sie spürten und spüren in sich einen Anruf Gottes, dem sie antworten und folgen wollen. Uns ist dabei sehr bewusst, dass der Titel durchaus provokant ist und es auch sein soll. Potenziellen Kritikern würde ich entgegenen, ob denn unsere Kirche nicht selbst allzu oft zu wissen vorgibt, was Gott will – dass er nämlich keine Frauen in die (Weihe)-Ämter der Kirche berufen will. Mir stellt sich dann immer wieder die Frage: Wer sind wir, dass wir Gott vorschreiben wollen, wen er in seiner Kirche zu welchem Amt berufen will und welches Geschlecht die von Gott Berufenen haben müssen?

das prisma: Ihr Buch bündelt Zeugnisse von Frauen zwischen 20 bis über 90 Jahre, die sich zur Diakonin oder Priesterin berufen wissen. Bei aller Einzigartigkeit jeder Berufungserfahrung – worin unterscheiden sich die Generationen?

Sr. Philippa Rath: Gestatten Sie mir, zunächst auf die gemeinsamen Grundlinien der Berufszeugnisse einzugehen. Die Autorinnen sind Frauen, die sich zum größten Teil seit vielen Jahren in und für die Kirche haupt- und ehrenamtlich engagieren. Sie leiden unter Diskriminierung

und Ausgrenzung, unter mangelnder Teilhabe und Mitverantwortung; daran, dass sie ihre eigenen theologischen und geistlichen Kompetenzen zu wenig einbringen können und abhängig sind vom Wohlwollen der männlichen Amtsträger. Besonders aber leiden sie daran, dass ihre Berufungen allzu oft nur belächelt, nicht ernstgenommen und erst gar nicht geprüft werden.

Was die Unterschiede der Generationen betrifft, so gibt es eine ganze Bandbreite an Einstellungen und Reaktionen: von Enttäuschung und Zorn über Resignation und auch Depression bis hin zu einem großen Hoffnungspotenzial und zu mutigem und kämpferischem Einsatz für Erneuerung und Veränderung.

das prisma: Wie leben die Frauen ihre Berufung zur Diakonin oder Priesterin, gerade angesichts der Diskrepanz zwischen der erlebten geistlichen Wirklichkeit und der fehlenden Möglichkeit, diese Berufung in der Kirche heute zu leben?

Sr. Philippa Rath: Die Berufswege und auch die konkrete Ausgestaltung ihrer Berufung leben die Frauen sehr unterschiedlich. Nicht wenige haben den Anruf Gottes schon in ihrer Kindheit vernommen und haben lange damit gerungen, dass sie ihre Berufung nicht leben konnten. Sie leiden an ihrer Kirche, obwohl sie sie lieben. Andere haben erst in späteren Jahren erkannt, dass sie an ihrer eigentlichen Berufung vorbeileben, haben sich zwar irgendwie arrangiert und sind Lehrerinnen, Gemeinde-, Pastoral- oder Bildungsreferentinnen geworden anstatt Priesterinnen und Diakoninnen. In ihrem tiefsten Inneren spüren sie aber weiter die Sehnsucht nach ih-

rer eigentlichen geistlichen Berufung. Wieder andere sagen, dass sie in ihren Gemeinden nicht nur priesterlich oder diakonisch leben und arbeiten, sondern Priesterinnen und Diakoninnen sind, wenn auch ohne kirchliche Anerkennung und Weihe, und dass sie dies auch von vielen ihrer Gemeindemitglieder immer wieder zurückgespiegelt bekommen. Eine letzte Gruppe schließlich gesteht, dass sie sich zwar lange nach dem Priesterinnen- oder Diakoninnenamt gesehnt hat, dass sie aber heute keineswegs mehr in die derzeit bestehende Ämterstruktur eingliedert werden will – selbst, wenn dies möglich wäre – sondern, dass sie diese zunächst erneuern möchte – weg von einem klerikalistisch-hierarchischen hin zu einem diakonischen, den Menschen zugewandten und sie auf ihrem Weg begleitenden Amtsverständnis.

das prisma: Woran liegt es, dass Frauen, die eine so starke geistliche Berufungserfahrung haben, ihren Namen im Buch nicht genannt haben wollten?

Sr. Philippa Rath: Sie sprechen eine sehr traurige Komponente unseres Buches an. Es ist leider kein Zufall, dass 26 der 150 Lebenszeugnisse mit „Anon.“ gezeichnet sind. Alle diese Frauen sehen sich gezwungen, unerkannt zu bleiben, weil sie um ihren Arbeitsplatz oder ihr Ansehen in der Gemeinde fürchten. Die meisten von ihnen arbeiten in Diensten der Kirche und sind somit auch finanziell von ihrem kirchlichen Arbeitgeber abhängig. Sie haben Angst vor Benachteiligung, vor Repressionen, vor Mobbing und Ausgrenzung. Dass diese Angst nicht unbegründet ist, sondern auf ganz konkreten, zutiefst verletzenden Erfahrungen

in der Vergangenheit beruht, ist wirklich schockierend. Das zeigt, dass einerseits die Debattenkultur in unserer Kirche nach wie vor mangelhaft ist, und dass andererseits machtpolitisch agiert wird, um andere, in unserem Fall, Frauen, die sich zu einem geistlichen Amt berufen wissen, unter Druck zu setzen.

das prisma: Würde es Frauen und Männern helfen, wenn sie von Priesterinnen begleitet würden?

Sr. Philippa Rath: Vielen Resonanzen auf unser Buch – von Männern und Frauen, Klerikern und Laien – entnehme ich, dass dies so ist, ja. Nicht wenige empfinden unsere „Männerkirche“ wie ich als amputierte Kirche und wünschen sich ein gleichberechtigtes Miteinander der Geschlechter in allen Bereichen des kirchlichen Dienstes. Lassen Sie mich drei konkrete Beispiele nennen: Im Verkündigungsdienst vermissen viele die Perspektive der Frauen. Sie wünschen sich in den Gottesdiensten Predigten von Frauen, weil ihnen damit neue, bisher unbekannte Horizonte des Evangeliums eröffnet würden. Kranke und Sterbende leiden darunter, dass die zumeist weiblichen Krankenhausseelsorger*innen ihnen nicht die Krankensalbung spenden dürfen, obwohl sie ihnen z. T. schon lange Zeit zur Seite gestanden haben. Schließlich, um ein drittes Beispiel zu nennen, fragen sich viele, die vielleicht jahrelang von einer Frau geistlich begleitet wurden, warum ihnen das Sakrament der Beichte vorenthalten wird, weil sie nicht bei ihr, sondern nur bei einem männlichen Priester beichten dürfen, sie dies aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht können oder wollen. Es

gäbe also genügend gute Gründe, sich die Frage zu stellen, ob nicht bereits im Rahmen des geltenden Kirchenrechts eine Beauftragung von Frauen für den Predigtendienst längst überfällig wäre und ob Beauftragungen von Nicht-Geweihten für die Spendung einzelner Sakramente nicht ebenso möglich wären. In der Schweiz ist dies ja schon in vielen Bistümern längst geübte und allgemein anerkannte Praxis. Das könnte m. E. ein höchst sinnvoller Zwischenschritt auf dem Weg zur Zulassung der Frauen zum Diakoninnen- und Priesterinnenamt sein.

das prisma: Während der Corona-Zeit fehlten und fehlen Ihnen Priester für die Feier und Spendung verschiedener Sakramente – besonders schmerzlich vor allem bei den großen Festen. Wie ging/geht Ihr Konvent damit um?

Sr. Philippa Rath: In dieser Frage sind wir in der Abtei St. Hildegard leider kein passendes Beispiel. Denn wir hatten auch in Lockdown-Zeiten immer einen Priester, der die tägliche Heilige Messe zelebrierte und die Feste des Kirchenjahres mit uns feierte. Ich kenne aber genügend Gemeinschaften, denen es ganz anders erging. Diese haben in der Regel aus der Not eine Tugend gemacht und selbstgestaltete Wortgottes- und Agapefeiern ganz neu für sich entdeckt. Besonders beeindruckt hat mich das Zeugnis der „OrdensFrauen für MenschenWürde“, die ihre diesbezüglichen Erfahrungen unter dem Titel „Fülle in der verordneten Leere“ veröffentlicht haben. Sie schreiben darin: „Wir haben erfahren: der ‚Mangel‘ führte zu einem echten Gewinn an geistlicher Tiefe und zu einer sehr großen Sensibilität für kostbare Kleinigkei-

ten: Gesten der zwischenmenschlichen Aufmerksamkeit, die zum Zeichen der Gegenwart Christi wurden. So haben die Erfahrungen dieser Zeit die Engführung auf die Eucharistiefeier aufgelöst und die organische Verbindung von Liturgie und Diakonie deutlich gemacht.“ Nicht wenige Gemeinschaften haben übrigens infolge der Corona-Erfahrungen ihre Liturgie dauerhaft umgestellt und feiern nun neben der Eucharistie auch regelmäßig an bestimmten Wochentagen Wortgottesfeiern ohne Priester.

das prisma: Wie soll die katholische Kirche auf Frauen zugehen, die sich zur Diakonin/ Priesterin berufen fühlen?

Sr. Philippa Rath: Vor allem mit offenem und hörendem Herzen. Wenn eine Frau eine Berufung zur Diakonin oder Priesterin in sich wahrnimmt und erkennt, dass sie im tiefsten Innern von Gott angesprochen und gemeint ist, dann sollte ihre Neigung, ihre Eignung, ihre innere Bereitschaft zur Nachfolge ernsthaft geprüft werden. Bischöfe und Amtsträger, aber auch z. B. die Verantwortlichen katholischer Frauenverbände sollten die Frauen, die sich zur Diakonin oder zur Priesterin berufen wissen, einladen und ihnen wertschätzend zuhören. Damit würde zumindest das Verschweigen nach dem Motto „Was nicht sein darf, ist auch nicht“ gebrochen. Sodann sollte m. E. nach den gleichen Kriterien, wie sie bei Priesteramtskandidaten angewandt werden, geprüft werden, welche Berufung und Charismen jeder einzelnen dieser Frauen geschenkt sind. Damit wäre sichergestellt, dass deren Begabungen nicht länger versteckt, sondern öffentlich gemacht und anerkannt würden. Ich

bin überzeugt, dass viele Bischöfe auf diese Weise einen ganz neuen Blick auf Frauenberufungen gewannen und sich dann auch machtvoller für den Zugang der Frauen zu den Weiheämtern einsetzen würden.

das prisma: Welche Rollen spielen Angst und Macht in der aktuellen Debatte der Verantwortlichen um die Weihe von Frauen?

Sr. Philippa Rath: Überall da, wo Menschen zusammenleben, ganz besonders dort, wo es deutliche Hierarchien gibt, spielt die Angst- und Machtfrage eine große Rolle. So natürlich auch in der Kirche, zumal gerade in ihr das geistliche Weiheamt so stark verknüpft ist mit dem Leitungsamt, das ja immer eine Machtfülle mit sich bringt, die sinnvoll gebraucht, aber eben auch missbraucht werden kann. Es gibt sicher ganz vielfältige und sehr unterschiedliche Ängste, von denen nur eine die Angst vor Machtverlust ist. Ich persönlich bin aber der Überzeugung, dass Ängste eine wichtige Aufgabe sind, die das Leben uns stellt, und dass sie auch ein Weg der Befreiung und Verwandlung sein können. Insofern sind neue Wege zu mehr Gewaltenteilung in der Kirche ganz sicher notwendig und heilsam, und ich bin dankbar, dass dieses Thema im Forum I des Synodalen Weges bedacht und erörtert wird. Die hier gewonnenen Erkenntnisse wiederum haben dann auch Auswirkungen auf das Thema Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche. Wichtig in diesem Zusammenhang ist mir die Feststellung, dass es aus meiner Sicht den allermeisten Frauen, die ein Weiheamt in der Kirche anstreben, nicht um Macht geht, sondern um gleich-

berechtigte Teilhabe und ebenbürtige Gestaltungsmöglichkeiten. Schließlich geht es ja um den *gemeinsamen* Dienst für die Menschen, um die *gemeinsame* Verantwortung und um die *gemeinsame* Antwort auf den Heilsauftrag Jesu.

das prisma: Welche Unterstützung brauchen die berufenen Frauen und Männer, von den Laien, Diakonen, Priestern oder Bischöfen?

Sr. Philippa Rath: Alle nur denkbar mögliche! In der Frauenfrage kommen wir nur weiter, wenn sich auch die Männer in der Kirche – Kleriker und Laien – engagiert und leidenschaftlich für die gleichberechtigte Teilhabe der Frauen einsetzen. Und zwar nicht nur, um den Frauen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern um der Kirche und ihres universalen Heilsauftrages selbst willen. Der Kirche, dem Volk Gottes, der Gemeinschaft der Gläubigen, allen Getauften werden schon viel zu lange die Charismen und Begabungen der Frauen vorenthalten. Welche Verschwendung an geistigen und geistlichen Ressourcen das ist, zeigt unser Buch. Aber können wir uns eine solche Verschwendung angesichts unserer zunehmend säkularen Welt noch leisten? Und: Gewänne unsere Kirche nicht ein Stück mehr an Glaubwürdigkeit zurück, an Vertrauen und Strahlkraft, wenn sie in der Frauenfrage mutig vorangehen würde? Zudem könnte sie damit auch zur Vorreiterin im weltweiten Kampf um die Würde und die Rechte der Frauen werden, anstatt wie so oft nur den gesellschaftlichen Entwicklungen hinterher zu laufen. Sie sehen, die Frauenfrage, birgt ein riesiges Potenzial.

das prisma: Welche Frage würden Sie uns gerne beantworten, die wir aber leider nicht gestellt haben – und wie lautet Ihre Antwort?

Sr. Philippa Rath: Diese Frage würde lauten: Was passiert, wenn in absehbarer Zeit keine substanziellen Fortschritte in der Frauenfrage erreicht werden? Und meine Antwort wäre: Ich halte es hier mit Röm 4,18, wo Paulus von Abraham bezeugt: „Wider alle Hoffnung hat er voll Hoffnung geglaubt“. Wir dürfen niemals den Mut und den Glauben verlieren. Die Frauen, die einst für das Frauenwahlrecht gekämpft haben, mussten auch immer wieder neuen Mut fassen. Es gab unendlich viele Rückschläge – so wie auch heute viele Querschläge kommen, um den Weg hin zu Reformen zu blockieren. Und doch sind die Frauen drangeblieben, sind dabeigeblichen und haben sich nicht entmutigen lassen. Ich bin überzeugt, dass die gegenwärtige Krise unserer Kirche eine ungeheure Chance zur Wandlung und Erneuerung birgt. Es gilt, gemeinsam den Kairos zu nutzen und aus den Trümmern von heute eine neue Kirche von morgen zu bauen. Nur so können wir einen weiteren inneren und äußeren Exodus der Frauen aufhalten.■

Kurzfassung

Schwester Philippa Rath, Benediktinerin der Abtei St. Hildegard in Rüdesheim/Eibingen, ist Delegierte des Synodalen Weges und Mitglied im Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“. In diesem Jahr veröffentlichte sie das Buch „Weil Gott es so will“, in dem 150 Frauen ihre Berufungsgeschichten zum priesterlichen Dienst schildern. Die sich zu Weiheämtern in der katholischen Kirche berufenen Frauen sind zum größten Teil in der Kirche haupt- und ehrenamtlich engagiert. Sie leiden laut Sr. Philippa Rath unter „Diskriminierung und Ausgrenzung, unter mangelnder Teilhabe und Mitverantwortung; daran, dass sie ihre eigenen theologischen und geistlichen Kompetenzen zu wenig einbringen können“ sowie an der Abhängigkeit „vom Wohlwollen der männlichen Amtsträger“. Nicht wenige dieser Frauen hätten den Anruf Gottes schon in ihrer Kindheit vernommen und darunter gelitten, ihre Berufungen nicht verwirklichen zu können. Sie würden an ihrer Kirche leiden, „obwohl sie sie lieben“, wie die Benediktinerin erklärt. Die „Männerkirche“ würden viele Frauen als eine „amputierte Kirche“ verstehen und sich Predigten und sakramentale Dienste von Frauen wünschen. Kurz gesagt: Die Frauen „wünschen sich ein gleichberechtigtes Miteinander der Geschlechter in allen Bereichen des kirchlichen Dienstes“. So wünscht sich Sr. Philippa Rath ein offenes und hörendes Herz von Seiten der

Kirche, wie sie betont: „Bischöfe und Amtsträger, aber auch z. B. die Verantwortlichen katholischer Frauenverbände sollten die Frauen, die sich zur Diakonin oder zur Priesterin berufen wissen, einladen und ihnen wertschätzend zuhören.“ Auch wenn in der Kirche bei manchen eine Angst vor Machtverlust herrsche, so könne gerade die Angst zu einer Kraft werden, die „neue Wege zu mehr Gewaltenteilung in der Kirche“ bewirke. Auch alle Männer in der Kirche – Kleriker und Laien – sollten sich „engagiert und leidenschaftlich für die gleichberechtigte Teilhabe der Frauen einsetzen“. Und die Frauen sollten niemals den Mut und den Glauben verlieren, so Sr. Philippa Rath. Denn auch beim Kampf für das Frauenwahlrecht habe es viele Rückschläge gegeben und dennoch seien „die Frauen drangeblieben, sind dabeigeblichen und haben sich nicht entmutigen lassen“.

Priester unter Anfechtung

p

— MARKUS BRUN

Pfarrer Dr. Markus Brun arbeitet als Spiritual am Seminar St. Beat Luzern und ist gleichzeitig als Pfarrer in der Seelsorge eines Pastoralraumes tätig. Er beschreibt in seinem Beitrag, was es heißt, Ferment der Einheit in Pfarreien zu sein, in denen unterschiedliche Ansprüche selbstbewusster Mitglieder einer von der Rätestruktur geprägten und verwalteten Kirche deutlich werden.

Innere Anfechtungen in der Rolle des Priesters mit Pfarrverantwortung von heute kreisen um die Fragen: Wo ist der Sinn und was das Ziel der Aufgaben? Mehr denn je ist die Herausforderung spürbar, ein Gleichgewicht von Management und Seelsorge zu finden. Das Suchen des Gleichgewichts spielt sich zudem in einer Spannungssituation ab zwischen überhöhten Erwartungshaltungen von Gremien und Pfarreimitgliedern einerseits und der zunehmend öffentlich beklatschten Abwendung von der, im öffentlichen Leben eigentlich nicht mehr relevanten, Kirche andererseits.

Priestersein im Spannungsfeld in einer strukturellen und pastoralen Umbruchszeit

Ich war schon etliche Jahre Priester, als meine Mutter mir einmal gestand, dass sie immer für mich gebetet habe, aber nicht darum, dass ich Priester würde, sondern darum, dass Gott mich dahinstellen möge, wo er mich brauchen kann.

Diese Begebenheit ist mir in den Sinn gekommen, als ich vor gut zehn Jahren vor einem Stellenwechsel stand. Ist dieser Ort, wo Gott mich brauchen kann, nun in einer Stadt? Eine traditionelle, von Akademikern geprägte Stadtpfarrei, zu der bald eine zweite Quartierpfarrei dazukommen sollte? Die Schilderung des Personalverantwortlichen der Diözese, dass es für die zur Besetzung ausgeschriebene Stelle eine Person brauche, die – nach einem am Widerstand der Beteiligten gescheiterten Prozess der Pastoralraumbildung – mit Diplomatie und Einfühlungsvermögen die ins Stocken geratene Zusammenarbeit der Pfarreien wieder aufnehme und zu einem guten Ende führen sollte, schreckte mich nicht ab. Was mir schwer fiel, war, die bisherige Pfarrei loszulassen. Es galt eine von vielen Gläubigen aktiv mitgetragene Landpfarrei zu verlassen und in die demografisch überalterte Stadt zu wechseln. Es war absehbar, dass sich die strukturellen Herausforderungen potenzieren würden. Kann ich da noch Seelsorger sein? – Die Hauptmotivation, mich trotz aller Einwände auf dieses Abenteuer einzulassen, war die Priestergemeinschaft, die im Pfarrhaus dieser Pfarrei lebte. Die Gemeinschaft bestand aus Pfarrern der Stadt, Priestern in Weiterbildung wie auch Priesteramtskandidaten und Theologiestudenten, auch gab es immer wieder Gäste, die für eine kurze oder längere Zeit im Pfarrhaus mitlebten. Das Leben in Gemeinschaft war mir vertraut. Die erneute Aussicht, wiederum Teil einer vielfältigen Gemeinschaft zu werden, gab den Ausschlag, diese neue Stelle in Basel anzunehmen.

Der „Zauber des Anfangs“ – und das Annehmen der Wirklichkeit

Als ich im winterlich gekleideten Monat Januar meine neue Aufgabe als Pfarrer übernahm, verglich ich in einem Pfarrblattartikel die Anfangssituation mit einer von Neuschnee bedeckten Landschaft. Diese strahlt etwas Unberührtes, ja „zauberhaft“ Schönes aus und wartete nur darauf, gestaltet zu werden. Der überaus engagierte Präsident des Pfarreirates, meinte nach der Lektüre meines Schreibens mit leicht ironischem Unterton: „Nun schön, bei uns gibt es wohl nicht viel zu gestalten. Die Wege sind vorgegeben und die Fahrspurrinnen schon fest ausgefahren.“ Damit drückte er eine Tatsache aus, die ich auf vielerlei Weise zu spüren bekam, eigentlich eine heilsame Desillusionierung. Denn in meinem wohl etwas naiven Gestaltungswillen traf ich auf selbstbewusste Mitglieder einer von der Rätestruktur geprägten und verwalteten Kirche: Alles war schon entschieden. Neue Wege waren hier nur am Rande ins Auge zu fassen. Es galt, das Bewährte meines von der Pfarrei sehr verehrten Vorgängers aufzunehmen und geistlich begleitend weiterzuführen. Die Rolle, die ich zu spielen hatte, bestimmte nicht ich, sie wurde mir zugewiesen! Nach einem ersten Moment des innerlichen Zurückschreckens vor einer sich sehr akademisch und selbstbewusst gebenden Pfarrei, habe ich sie dennoch so angenommen. Dies konnte ich nur im Bewusstsein, in meinem Leben als Christ nicht allein unterwegs zu sein. Es waren die Mitbrüder, die mir halfen, daran zu denken, dass alles, was ich hier erleben würde, und all die mir zur Verfügung stehende Kraft etwas mit der

„verrückten“ Liebe eines gekreuzigten Gottes zu tun hat, in dessen Nachfolge wir unsern Weg gehen. Nach diesem ernüchternden Anfang begann ich, mit den Mitarbeitenden und den Pfarreiräten Beziehungen aufzubauen und die Seelsorge an den Geringsten wahrzunehmen. Das waren zuerst die alten und gebrechlichen Menschen und dann die Familien mit den Kindern und Jugendlichen. Ein Jahr später wurde im Jahresbericht der Pfarrei bemerkt, dass der neue Pfarrer von den Pfarreiangehörigen nicht nur gut aufgenommen wurde, sondern sich etablieren konnte, was nach dem Weggang des überaus geliebten Vorgängers keine einfache Aufgabe gewesen sei.

Die Herausforderung der Pastoralraumbildung

Als der Pfarrer der Nachbarpfarrei altershalber demissionierte, sollte ich unter Mithilfe einer Gemeindeseelsorgerin vor Ort die Leitungsaufgabe als Pfarrer übernehmen. Nicht nur die Freude über einen neuen Pfarrer auch die Erwartungen an das kleine Seelsorgeteam waren sehr groß und unterschiedlich. Die Pfarreiangehörigen erwarteten einen Seelsorger, die Pfarreiräte einen Eventmanager und Repräsentanten, der nach außen eine gute Figur macht. Gleichzeitig sollte er sich unermüdlich für den Vorrang der je eigenen Pfarrei gegenüber der anderen einsetzen. Die Bistumsleitung erwartete, dass die Zusammenarbeit im Hinblick auf einen einzigen Pastoralraum für die ganze Stadt vorangetrieben werde. Diese Spannung, die offensichtlich konträren Erwartungen auszuhalten und auf ein Zusammengehen hinzuarbeiten, hat mich sehr viel Energie gekostet und auch

gesundheitlich an den Rand gebracht. Hier half das wache Auge der Mitbrüder der Wohngemeinschaft, die nicht nur theoretische Ratschläge erteilten, sondern auch zu praktischen Änderungen Hand boten, um z. B. eine bessere Schlafsituation zu ermöglichen. Eine freundschaftliche Geste war auch die kurzfristige „Aushilfe“ des Diözesanbischofs, der in einer der Pfarreien die Osternachtliturgie übernahm. Langfristig hat sich das sachte, aber stetige Vorgehen durchgesetzt. Nach weiteren fünf Jahren wurde der Pastoralraum der Stadt Basel vom Bischof auch mit den zunächst ablehnenden Pfarreien eingeweiht.

Strukturelle und zwischenmenschliche Probleme in den Räten

Das gute Einvernehmen in einem Pfarreirat, der nicht nur Beratungsfunktion, sondern auch weitreichende Entscheidungskompetenzen hat, ist grundlegend. Kurz nachdem ich für beide Pfarreien zuständig war, wurde in einem der beiden Räte ersichtlich, dass immer größere zwischenmenschliche Spannungen herrschten. Dieser Konflikt machte zunächst den einen Rat handlungsunfähig und blockierte anschließend völlig die hoffnungsvoll angelaufene Zusammenarbeit mit der anderen Pfarrei. Stundenlange Diskussionen über Formalitäten der Beschlussfähigkeit, Rekurse gegen getroffene Entscheidungen, Beschwerden wegen Formfehlern und Meinungsverschiedenheiten, die bis zum Friedensrichter führten, machten eine zielgerichtete Arbeit unmöglich. Alles gemeinsam Geplante, wurde sistiert. Die Spannungen waren bis in die Gottesdienste hinein spürbar. Nach zahlreichen Sitzungen mit der von mir

zu Hilfe gerufenen externen Beraterin, in denen keine Lösung gefunden wurde, entschloss sich die Hälfte der Pfarreiräte zurückzutreten. Von beunruhigten Pfarreimitgliedern wurde daraufhin die nötige Anzahl von Unterschriften gesammelt, um eine außerordentliche Pfarreiversammlung einzuberufen. Dort wurde nach längerer Diskussion beschlossen, dass alle Pfarreiräte zurücktreten und der Pfarrer mit von ihm bestimmten Ratsmitgliedern den Rest der Amtsperiode bis zur Neuwahl überbrücken solle. Wie sollte ich mich dazu stellen, ohne Partei zu ergreifen? In meinem Votum machte ich klar, dass es mir um die Zukunft des Christseins in dieser konkreten Pfarrei ging und ich mit allen zusammenarbeiten würde, die sich für dieses Ziel engagieren. Da die Rücktrittsforderung der Versammlung für die verbleibenden Mitglieder des Rates rechtlich nicht bindend war und sie nicht von ihrem Amt zurücktreten wollten, galt es mit dem Rest-Pfarreirat weiterzuarbeiten. Viele freiwillig Mitarbeitende haben sich in dieser Zeit von der Pfarrei zurückgezogen und die Zusammenarbeit der Pfarreien war kein Thema mehr. Die Frage, mit der ich innerlich rang, war klar: Wie lange ist es sinnvoll, widerwärtige Umstände auszuhalten und trotz erschwelter Bedingungen weiterzumachen? Eine Antwort, die ich immer wieder fand, waren die Pfarreiangehörigen, die sich von zwischenmenschlichen Schwierigkeiten nicht abschrecken ließen und zum Teil auch neu begonnen haben, ihren Glauben – an diesen offensichtlichen Schwierigkeiten vorbei – mit anderen zu teilen. Dies geschah ganz im Stillen, z. B. im Bibelteilen in den kleinen christlichen

Gemeinschaften, in der Gruppe, die alte Menschen betreute, in der Erstkommunionvorbereitungsgruppe, in den Vorbereitungen der Familiengottesdienste etc. ... Mit diesen Glaubenden konnte ich vorangehen.

Die Spannung, Seelsorger und Vorgesetzter zu sein

Die komplexesten Probleme, denen ich als Pfarrer begegnete, bestanden in ihrem Kern immer in zwischenmenschlichen Schwierigkeiten von Mitarbeitenden, Räten, Angestellten und freiwillig Engagierten. Die Anfechtungen wurden mir in diesem Zusammenhang als innere Spannungen von Wollen und Können offenbar. Im Kern ist es die Spannung zwischen Seelsorger und Vorgesetzter zu sein. Größere Fehler meinerseits sind mir immer dann passiert, wenn ich die Rollen nicht ganz klar trennen konnte. Als Seelsorger habe ich versucht, auch schwierige Mitarbeitende, die z. B. aus einem anderen Kulturhintergrund kamen, in die Pfarrei zu integrieren. Dass ich dabei meine Aufgabe als Vorgesetzter teilweise mit geschlossenen Augen wahrnahm, weil ich über zu viel hinweg sah, wurde mir erst im Nachhinein klar. Eine oft schmerzliche Erkenntnis, die ich mit den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus dieser Erfahrung zog, war: Wir müssen mit den Bausteinen aufbauen, die wir zur Verfügung haben. Aber wir müssen uns auch von Bausteinen trennen können, die das ganze Gebäude gefährden.

Die letzte Anfechtung – das bin ich selbst

Ein Satz meiner Mutter, den ich als Kind oft hörte und nie recht verstand, war ihre Feststellung: „Das Leben ist ein Kampf.“ Je älter ich wurde, umso mehr habe ich verstanden, was gemeint war. Anfechtungen, die als Infragestellungen grundsätzlicher Art wahrgenommen werden, Dinge, mit denen man sich auseinandersetzen muss, kommen nicht nur von außen. Sie sind „innere Kämpfe“. Die äußerlichen Erfahrungen der Anfechtung sind dann gefährlich, wenn sie innerliche Spannungen auslösen können. Deswegen ist es entscheidend, die Bedeutung der „Herzensarbeit“ zu erkennen, um das innere Gleichgewicht, den inneren Frieden wieder zu finden. Hilfreich dabei war für mich, nicht alleine zu bleiben, Menschen, Priester und Laien, Mitarbeitende und Gläubige um mich zu haben, die mir halfen, die lebendige Beziehung mit Jesus Christus zu pflegen und auf seinen „Ur-Anruf“, die Berufung zur Nachfolge, zu antworten. Ich habe gemerkt, wie leicht es ist, sich zum Sklaven der äußeren Bedingungen, des Können oder Nicht-Könnens, der Möglich- und Unmöglichkeiten zu machen. Wie schnell werde ich da zum Spielball vieler Akteure, die die Tatsache ausnutzen, dass „man es ja allen recht machen will.“ Ich habe gelernt, wie wichtig die innere Freiheit ist. Diese kommt aus der tiefen Beziehung mit Jesus Christus. Er, der nicht nur im Inneren des einzelnen Priesters lebt, sondern auch spürbar in der Gemeinschaft von Menschen anwesend ist, die sich in der gegenseitigen Liebe miteinander verbunden wissen, gibt mir die Kraft, in Anfechtungen loslassen zu können,

um frei zu werden. Meine Sendung als Priester kann ich nur glückbringend erfüllen, wenn ich sie ständig empfangen, von Gott ursprünglich und ewig, von der Kirche und den Menschen konkret und zeitlich. Die letzte Anfechtung, die zur Herzensarbeit wird, ist der Kampf um die Demut. In allen Anfechtungen habe ich gelernt, nicht alles in der Hand haben zu müssen, sondern loslassen zu dürfen und meine Sendung zu empfangen, damit Gott alles in allem sein kann, unter und in uns beschränkten Menschen, gerade auch in der Sendung als Priester. ■

Priesterlicher Dienst in Coronazeiten

Andreas Seehauser,
Josef Gschnitzer und
Peter Kocevar arbeiten als
Seelsorger in acht verschie-
denen Pfarreien in Südtirol.
Sie beschreiben in ihrem
Artikel, wie sehr sie von der
Coronapandemie getroffen
wurden und wie sie trotz des
Lockdowns aus der Kraft ihrer
Gemeinschaft die Pastoral der
Gemeinde zusammen mit den
Pfarrangehörigen gestalten
konnten.

Im Rückblick auf das vergangene Jahr mit der Coronapandemie ist uns jetzt noch einmal klar geworden, mit welcher großen geistigen und praktischen „Akrobatik“ alle Menschen – wir Priester eingeschlossen – konfrontiert waren. Aufgrund unserer persönlichen Bekanntschaften mit Priestern aus dem norditalienischen Raum, wo der Lockdown ja bereits am 24. Februar 2020 begonnen hatte, hatten wir eine Vorahnung, dass all dies früher oder später auch auf uns zukommen würde.

Neue pastorale Herausforderungen durch Corona

Am 8. März 2020 war es dann soweit. Von einem Tag auf den anderen mussten alle Gottesdienste abgesagt werden, auch z. B. eine Beerdigungsfeier für eine größere Persönlichkeit eines Dorfes, bei der ca. 500 Personen erwartet wurden. Es durfte nur mehr eine kleine Verabschiedungsfeier im Friedhof mit den engsten Angehörigen stattfinden. In Zusammenarbeit mit der öffentlichen Verwaltung und im Gespräch mit der Trauerfamilie konnte dies bewältigt werden. Doch der Schock in der Bevölkerung saß tief. Das Verbot, öffentlich zugängliche Gottesdienste zu feiern und die allgemeine Ausgangsperre und damit die Unterbindung fast aller sozialen Kontakte, hat eine große Orien-

tierungs- und Fassungslosigkeit ausgelöst.

Im Nachhinein stellten wir fest, dass wir Priester in Toblach noch ein ganz großes Glück hatten: Wir – Kooperator Peter Kocevar, Pfarrer Josef Gschnitzer und Dekan Andreas Seehauser¹ – lebten gemeinsam im Pfarrhaus von Toblach und betreuten von dort aus acht Pfarreien. Bereits seit Jahren pflegten wir das tägliche Gebet und die Essenzeiten so weit als möglich gemeinsam. Dadurch waren wir gewohnt, viel miteinander zu reden und uns auszutauschen. Jetzt wurde dies noch einmal mehr vertieft. Wir überlegten gemeinsam, wie wir den Menschen trotz der radikalen Einschränkungen nahe sein können. So haben wir die Gottesdienste ab sofort nur dort gefeiert, wo es Pfarrsender (Radio) gab, so dass die Gläubigen von zu Hause aus mitfeiern konnten; und bereits zwei Tage nach Beginn des Lockdowns haben wir auch mit den Videoübertragungen dieser

Gottesdienste begonnen. Alle persönlichen Kontakte mussten über das Telefon abgewickelt werden – außer einzelne persönliche Begegnungen mit den Angehörigen bei Trauerfällen.

Einsatz des ganzen Lebens

Doch wir waren auch schnell mit der direkten Auswirkung der Virusinfektion konfrontiert: Zwei über 80-jährige befreundete Mitbrüder, welche gemeinsam in Bozen ansässig sind, uns aber sonntags regelmäßig für die Feier der Eucharistie in italienischer Sprache aushalfen, hatten sich mit dem Coronavirus infiziert. Don Salvatore Tonini, einer von beiden, verstarb bereits am 19. März 2020 nach nur ein paar Tagen Krankheit an den Folgen der Infektion. Der zweite Priester, Don Pier Giorgio Zocchio, auch bereits mit hohem Fieber im Bett, hatte sich schon aufgegeben. Aufgrund seiner Virusinfektion und des Lockdowns durften wir selbst nicht nach Bozen fahren, um ihm beizustehen. Die einzige Möglichkeit war das Telefon. Die täglichen Telefonate von uns und anderen Priestern sowie die Hilfe des Hausarztes und anderer Freunde vor Ort hatten ihm neue Lebenskraft gegeben. Nach zwölf Tagen ging das Fieber zurück und es begann der langsame Weg der Genesung.

Diese Erfahrung hatte uns einerseits die Gefährlichkeit dieser Krankheit vor

¹ Mag. Josef Gschnitzer, * 1957, Priesterweihe 1982, seit September 2014 Pfarrer von Toblach, Wahlen, Niederdorf und St. Veit in Prags, sowie seit September 2015 Seelsorger der Pfarreien Innichen, Vierschach, Winnebach und seit 2017 Sexten.

Mag. Andreas Seehauser, * 1976, Priesterweihe 2001, seit September 2014 Seelsorger der Pfarreien Toblach, Wahlen, Niederdorf und St. Veit in Prags, sowie seit September 2015 Dekan von Innichen und Pfarrer von Innichen, Vierschach, Winnebach und seit 2017 Sexten.

Mag. Peter Kocevar, * 1989, Priesterweihe 2018, von Oktober 2017 bis September 2020 als Diakon bzw. Priester/Kaplan für alle acht Pfarreien tätig.

Augen gestellt, gleichzeitig aber auch die Notwendigkeit, betroffenen Menschen so weit als möglich täglich vor allem durch Telefonanrufe nahe zu sein. Am Karsamstag 2020 konnte einer von uns Priestern einen Pfarrangehörigen auf der Covid-Station des Krankenhauses unter allen Sicherheitsvorkehrungen besuchen und ihm das Sakrament der Krankensalbung spenden. Die Freude und Dankbarkeit dieses Menschen werden wir nie vergessen.

Eine ganz große Hilflosigkeit erlebten wir bei den Todesfällen. Viele Menschen konnten sich gar nicht mehr von ihren Angehörigen verabschieden. Die verkürzten Trauerfeiern am Friedhof mit der maximalen Präsenz von zehn bis 15 Angehörigen waren nicht nur trostlos, sondern herzerreißend.

Die Sorge bzw. Angst, auch selbst angesteckt zu werden, war bei Besuchen im Krankenhaus bzw. bei den Trauerfamilien zu Hause oder auch bei den kurzen Feiern am Friedhof ein häufiger Begleiter. Doch das gemeinsame Leben im Pfarrhaus und das tägliche Bemühen, die gegenseitige Liebe unter uns Priestern wach zu halten, haben uns die Gegenwart Jesu spüren lassen und uns dadurch viel innere Ruhe und Kraft geschenkt.

Die Kraft der Gemeinschaft

In der Tat hatten wir aufgrund der Ausgangssperre auch vermehrt Zeit. Zwar spürten wir auch im zweieinhalbmonatigen Lockdown keine Langeweile, aber wir hatten doch mehr Zeit als vor der Pandemie. Und diese Zeit nutzten wir auch für unsere Hausgemeinschaft: Gemeinsam zu kochen, länger bei Tisch zu sitzen, vermehrt Film- bzw. Spielabende

zu machen und – sobald es möglich war – spazieren zu gehen. All dies hat uns dreien sehr wohl getan. Ja, wir konnten sogar ab Ende Mai 2020 einen Priester aus einer anderen Diözese, der durch die Pandemie aufgrund verschiedener Umstände in eine schwere psychische Krise geraten war, bei uns aufnehmen. Noch nie hatten wir so viel miteinander gespielt, gewandert und gelacht. Nach vier Monaten Mitlebens bei uns und durch die Begleitung professioneller psychologischer Hilfe konnte er wieder in seine Pfarrei zurückkehren und seinen priesterlichen Dienst aufnehmen.

Viele Menschen bedankten sich für unser Bemühen, ihnen durch die Videoübertragungen der Gottesdienste sowie durch das Bereitstellen von Unterlagen für das persönliche und familiäre Gebet zu Hause Halt in dieser schweren Zeit gegeben zu haben. Doch die Freude war übergroß, als wir ab dem 18. Mai 2020 unter Einhaltung aller Sicherheitsvorgaben wieder beginnen konnten, öffentlich Gottesdienst zu feiern.

Um dies gut vorzubereiten, mussten wir die Mitarbeiter*innen der einzelnen Pfarreien mit einbinden. So haben wir bereits nach Ostern mit den ersten Videokonferenzen begonnen, in denen wir gemeinsam mit den Pfarrgemeinderatspräsidenten und Liturgieverantwortlichen der Pfarreien auf der Basis der diözesanen Vorgaben die einzelnen Schritte besprochen haben, um die Umsetzung der Sicherheitsvorgaben zu garantieren. So konnten wir wieder langsam zu gemeinsamen Gottesdiensten verschiedenster Art zurückkehren.

Gemeinsame Planung der Gottesdienste

Uns Priestern war es seitdem immer wichtig, die einzelnen Schritte gemeinsam mit den Mitarbeitern zu planen und aufeinander abzustimmen; zunächst in Videokonferenzen, dann in Sitzungen mit physischer Präsenz und seit Oktober 2020 vermehrt wieder mit Videokonferenzen. So konnten wir wieder langsam das kirchliche und liturgische Leben zumindest bis zu einem bestimmten Punkt fortführen. Gleichzeitig war dies aber auch eine Chance, mit den Mitarbeitern über den Umgang mit der Pandemie, den Sicherheitsbestimmungen, dem Thema der Impfung zu reden. Vor allem im Sommer und im Frühherbst, als die Pandemie scheinbar verschwunden zu sein schien, gab es viele kontroverse Diskussionen, die nicht nur die Gesellschaft spalteten, sondern genauso auch die Gläubigen und Mitarbeiter in den Pfarreien. Da war es vielfach unsere Aufgabe, um gegenseitigen Respekt vor den verschiedenen Sichtweisen und Befindlichkeiten anderer zu werben. Gleichzeitig mussten wir aber auch um das Einhalten der Sicherheitsbestimmungen bitten. Dies war oft sehr kräftezehrend.

Seitdem wir ab dem 18. Mai 2020 wieder öffentlich Gottesdienste feiern können, hat sich in der äußerlichen Erscheinungsform des kirchlichen Lebens nicht mehr viel geändert. Einerseits spüren wir viel Dankbarkeit, andererseits nehmen wir aber auch eine große Müdigkeit und die Hoffnung auf ein baldiges Ende der Pandemie wahr.

Was will Gott uns sagen?

In den letzten Monaten hat uns Priestern vor allem eine Frage beschäftigt: Was will Gott durch diese Pandemie uns als Kirche vor allem für die konkrete Pfarrseelsorge sagen? Es ist nicht leicht, darauf eine Antwort zu finden. Wir merken, dass wir noch zu sehr in der Coronakrise stecken. Aber wir spüren, dass wir nur nach und nach Neues entdecken und anstoßen können. So haben wir bereits anfangshaft einige kleine positive Elemente entdeckt, die sich aufgrund der Pandemie entwickelt haben und die für die Zukunft großes Potential für eine nachhaltige Seelsorge in sich tragen:

- Menschen berichten uns, dass sie die Gottesdienste tiefer erleben: Das mag vielleicht einerseits davon herrühren, dass es aufgrund der Sicherheitsbestimmungen (Abstände, Mund- und Nasenschutz) bei der Feier der Gottesdienste ruhiger ist, andererseits aber auch, dass Menschen durch die Not der Coronapandemie tiefer für die Begegnung mit Gott offen sind. Jedoch brauchen und wünschen viele auch eine Hilfe, um ihre Leiderfahrungen in positiver Weise durch einen lebendigen Glauben an den liebenden Gott bewältigen zu können.
- Die äußerlich schlichtere Weise der Feier der Gottesdienste spricht Menschen vermehrt an: Es ist die Sehnsucht nach Einfachheit und Echtheit spürbar. So wurden die einfach gehaltenen Erstkommunionfeiern von vielen Menschen als sehr stimmig und schön erfahren. Kleine Zeichen und Symbole erfreuen die

Menschen, lenken aber nicht so sehr vom Wesentlichen der Begegnung mit Gott im Gottesdienst ab, wie es sonst oft bei „übermäßig“ gestalteten Gottesdiensten der Fall war.

- ❑ Die Bedeutung der Familie und der Hauskirche ist neu bewusst geworden: Manche Familien haben mehr und tiefer zusammengefunden, auch im religiösen Leben in der Familie. Allerdings brauchen viele Familien eine Hilfe für das gemeinsame Gebet zu Hause, da sie es nicht mehr gelernt haben. Es ist daher von großer Wichtigkeit, einfache Unterlagen zur Verfügung zu stellen.
- ❑ Bei manchen Menschen ist die Dankbarkeit für das Kleine im Alltag und die Hilfsbereitschaft für in Not geratene Menschen gewachsen: Wir können die Menschen unterstützen, jene Werte neu zu entdecken, die unserem Leben tieferen Halt geben und zufriedener machen (z. B.: bescheidener Lebensstil, der Wert des Sparens, ehrenamtlicher Einsatz für Hilfsbedürftige ...).
- ❑ Als Priester haben wir durch unsere bewusst gelebte Wohngemeinschaft im Pfarrhaus eine starke gegenseitige Stütze erfahren: Das Wegfallen von gestresster pastoraler Aktivität und die vermehrte Nutzung der Zeit für die Hausgemeinschaft und sportlicher Aktivität hat uns sehr gutgetan.

Diese ersten positiven Elemente können für uns als Priester aber auch für die gesamte Pastoral eine große Chance

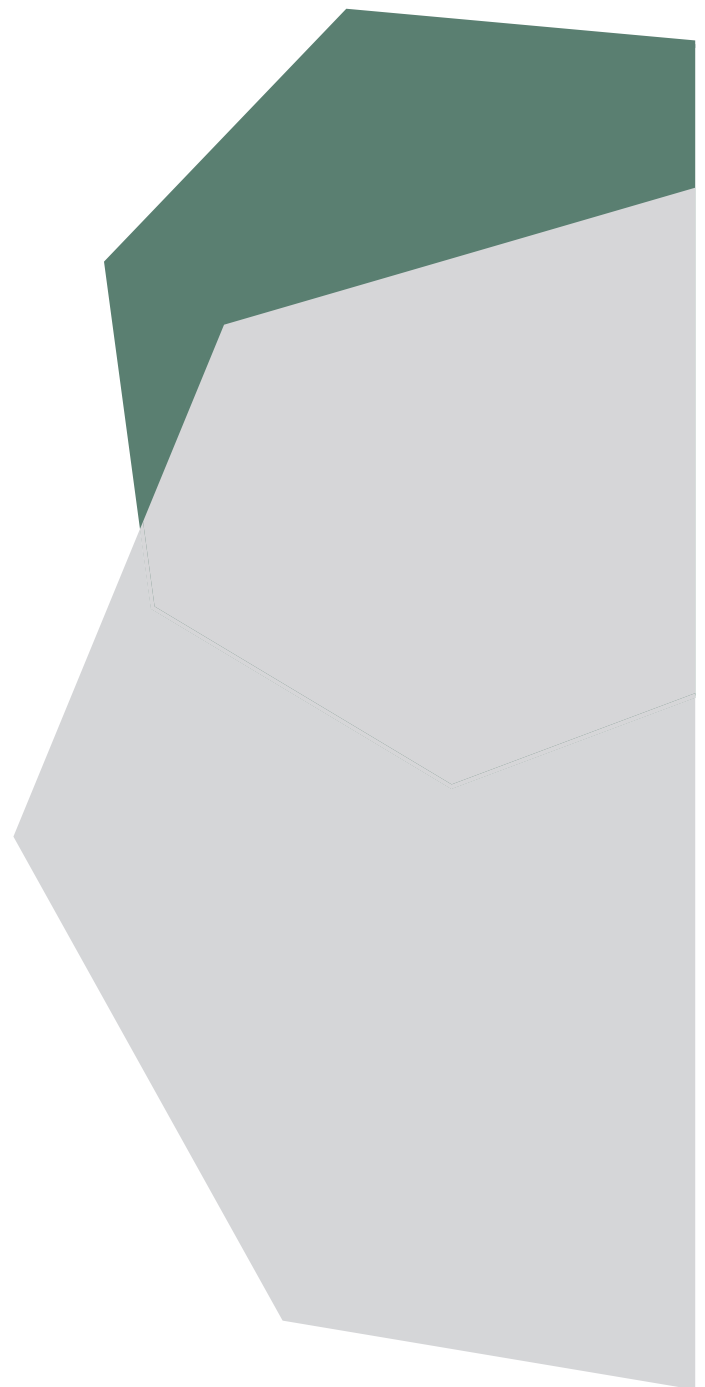
darstellen: sich nicht zurück nach dem früheren „normalen“ Leben zu sehnen, sondern bewusst nach vorne zu schauen. Es gilt, neue Prioritäten zu setzen und solche Prozesse anzustoßen, die uns als einzelne und als kirchliche Gemeinschaften näher zu Gott und zueinander führen, sowie achtsamer mit der Schöpfung umzugehen. ■

Kurzfassung

Andreas Seehauser, Josef Gschnitzer und Peter Kocevar arbeiten als Seelsorger in acht verschiedenen Pfarreien in Südtirol. Am 8. März 2020 traf der Lockdown, der durch die Coronapandemie ausgelöst wurde, sie und die Mitglieder der Pfarreien sehr hart. Das Verbot, öffentlich zugängliche Gottesdienste zu feiern und die allgemeine Ausgangssperre, lösten eine große Orientierungs- und Fassungslosigkeit aus. Die drei Seelsorger hatten aber aufgrund ihrer Wohngemeinschaft im Pfarrhaus in Toblach noch großes Glück. Gemeinsame Essens- und Gebetszeiten sowie tiefe Gespräche halfen sehr in der Zeit der allgemeinen Isolation. Sie begannen in den Pfarreien sofort mit Videoübertragungen der Gottesdienste, hielten Kontakte über Telefon, konnten aber nur selten persönlich in Trauerfällen helfen. Durch erkrankte befreundete Mitbrüder wurde ihnen die Gefährlichkeit von Corona bewusst und sie erlebten die große Hilflosigkeit gerade bei den Todesfällen unter den Pfarrangehö-

—
—
p
—

rigen. Umso größer war die Freude, dass ab dem 18. Mai 2020 unter Einhaltung aller Sicherheitsvorgaben wieder öffentliche Gottesdienste gefeiert werden konnten. Langsam konnte das kirchliche und liturgische Leben teilweise fortgeführt werden, auch wenn gerade im Sommer und Frühherbst durch viele Diskussionen deutlich wurde, dass es auch in den Pfarreien kontroverse Meinungen über den Umgang mit der Coronapandemie gab. In der Reflexion darüber, was Gott durch diese Ausnahmesituation zu verstehen geben wolle, beschreiben die Autoren des Beitrags fünf „positive Elemente“, die ein echtes Potenzial für die zukünftige Seelsorge in sich tragen.



Stefan Ulz

Dreifaltigkeit leben. Trinitarische Anthro- pologie bei Chiara Lubich

Studien zur systematischen und spirituellen
Theologie 54.

Regensburg: echter 2019 (3. Auflage 2020)

ISBN: 978-3-429-05401-4

Seit vielen Jahren erweist sich die auf Chiara Lubichs „Charisma der Einheit“ gegründete Fokolar-Bewegung als eine der zukunftssträchtesten Entwicklungen der Katholischen Kirche. Diese Bewegung ermöglicht Menschen aller Glaubensrichtungen und weltanschaulichen Überzeugungen eine neue Weise, Gemeinschaft zu bilden und so ein herausragendes Beispiel für Versöhnung, Frieden und Gerechtigkeit in dieser Welt real zu leben. Mystik und Politik stärken sich in dieser Weise wechselseitig auf singuläre Weise. Dass dieses Charisma in einer einzigartigen christlichen Mystik wurzelt, ist aber bei uns nur wenigen vertraut. Denn der weltweit wachsenden Bedeutung über den Binnenraum der Kirche hinaus kontrastiert im deutschen Sprachraum die Tatsache, dass seit dem Tod von Bischof Klaus Hemmerle, der Mitglied der Bewegung war und die Gründerin theologisch stützte, die weltweite theologische Rezeption und Diskussion dieses Charismas im deutschen Sprachraum kaum wahrgenommen worden ist. Der evangelische Theologe Stefan Tobler hatte

noch 2002 seine Tübinger Habilitationsschrift zur Mystik der Gottverlassenheit Jesu veröffentlicht. Petra Steinmair-Pösel hat den sozioethischen Ansätzen und Implikationen dieses Charismas besondere Aufmerksamkeit geschenkt (2019).

Mit vorliegender Arbeit liegt endlich wieder eine deutschsprachige monografische Untersuchung aus katholisch-systematischer Perspektive vor, die in Graz bei Bernhard Körner erstellt worden ist. Es ist die erste Monografie in unserem Sprachraum zur Anthropologie der Mystikerin aus Trient. Ich möchte die Arbeit in ihrer besonderen Qualität würdigen und zugleich die Frage stellen, wodurch die theologische Rezeption dieses Charismas bei uns erschwert wird. Zunächst soll aber betont werden, dass diese Untersuchung für alle, die sich näher mit der Mystik von Chiara Lubich beschäftigen und von ihr sich theologisch inspirieren lassen wollen, von unverzichtbarer Bedeutung ist. Denn sie schlüsselt die Vielschichtigkeit der mystischen Zeugnisse transparent auf und vermittelt auch für Menschen, die mit theologischem

Vokabular kaum vertraut sind, einen ebenso verständlichen wie niveauvollen Zugang. Die Dokumentation zentraler Texte von Chiara Lubich (im Original im Anhang: 271–285; Übersetzungen im Text) ergänzt diese Untersuchung und ist dem aufmerksamen Betrachter sehr ans Herz gelegt.

Die Untersuchung ist in zwei recht ungleiche Teile gegliedert. Im ersten Teil wird das Thema in der aktuellen theologischen Debatte verankert, sowohl in Bezug auf die theologische Anthropologie als auch in Bezug auf die wenigen Ansätze einer trinitarischen Anthropologie. Freiheit, Selbstbestimmung, Autonomie und das „Leib-Seele-Problem“ prägen den anthropologisch-theologischen Diskurs. Ansätze einer trinitarischen Anthropologie werden mit Verweisen auf Johannes Paul II., Hans Urs von Balthasar und Gisbert Greshake referiert. Der zweite umfangreichere Teil ist exklusiv dem Werk Chiara Lubichs gewidmet. Das erste Kapitel zeichnet ihre mystische Biografie nach, stellt ihr schriftliches Vermächtnis vor und entwickelt methodische Hin-

weise zum Verhältnis von Spiritualität und systematischer Theologie. Diese Hinweise werden im zweiten Kapitel für die theologische Erkenntnislehre vertieft und entfaltet. Höchst inspirativ erachte ich dabei den Verweis auf die Theologie, die Jesus selbst gelebt und getrieben hat (eine „Theologie von Jesus“: 133–135). Ein theologischer Umgang mit der trinitarischen Mystik Chiara Lubichs hebt auf persönliche Erfahrung und Orthopraxie ab („Erfahrungs- und Lebensbezug“: 91). Hier scheint mir hohes Potenzial für eine Theologie zu liegen, die sich ausdrücklich als „Glaubenswissenschaft“ versteht. Was würde es außerdem bedeuten, wenn in die Theologie jene Beziehung methodisch integriert wäre, die die Bewegung mit dem im Deutschen doch etwas missverständlichen Begriff „Pakt“ ausdrückt? Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang jene Sammlung von Zeugnissen, die in der Bewegung als „Paradiso '49“ bekannt sind und (leider!) noch nicht vollständig publiziert werden konnten. Es ist gut, dass die letzten schweren Jahre von Chiara Lubich nicht

verschwiegen werden. In dem 2015 eröffneten Seligsprechungsverfahren geht es nicht um Personenkult, sondern um die offizielle Anerkennung dieses Charismas als kirchliches – und zwar angesichts massiver Verdächtigungen zu Beginn und mancher Verstellungen bis heute.

Im umfangreichsten dritten Kapitel der Arbeit wird in vier Schritten die trinitarische Anthropologie Chiara Lubichs entfaltet; und dadurch auch eine Antwort auf die Frage nach dem Menschen gegeben. Die einzelnen Unterabschnitte dieses Kapitels lesen sich als elementare Einführung in ihre Mystik, die – darin liegt das besondere Verdienst der Untersuchung – als möglicher Weg jedes Menschen dargestellt wird. Die Grundfrage der Anthropologie wird in einer einzigartigen Konvergenz von Christologie und Trinitätslehre beantwortet. Dass Maria als zentrales Thema ebenso anthropologisch einzuholen wäre, weiß der Autor und stellt der Forschung dadurch auch eine Aufgabe (268–269). Die Konvergenz der verschiedenen Perspektiven wird in den einzelnen Kapiteln bestens herausgearbeitet. Die traditionelle Einheit von Anthropologie und Christologie, wie sie auch in der Pastoralkonstitution des letzten Konzils gelehrt wird (GS 22) wird von Chiara Lubich „transgeschichtlich“ in der trinitarischen Beziehung konstitutiv verankert, aber – und darin liegt ihre Besonderheit – an das geschichtliche Zeugnis vom verlassenen Jesus zurückgebunden. Deshalb sehe ich ihre Mystik als notwendiges Korrektiv zu jener neuplato-

nischen Tradition christlicher Mystik, die den Auftrag zur Weltgestaltung im Sinne des Reiches Gottes nicht grundlegend zu verankern vermochte. Weltflucht aber war ihr schon zu Beginn nicht möglich. Denn der Schlüssel für die genannte Beziehung ist eine Liebesmystik, die als Herz der Trinität erfahren und mit ihrer einzigartigen Wortschöpfung „nulla d’amore“ zum Ausdruck gebracht wird. Doch Chiara Lubichs Mystik ist nicht vom Standpunkt einer unbeteiligten Beobachterin entwickelt, auch nicht als individuelle Einzelmystik bezeugt, sondern als möglicher Weg der Erlösung für jeden Menschen, und ist einer gemeinschaftlichen Auslegung, der „Scuola Abbà“, anvertraut. Die überlieferte Einheit von Christologie und Anthropologie wird von ihr mit der biblisch-prophetischen Tradition als Beziehung von „Braut und Bräutigam“ beschrieben, aber durch die Einheit mit dem „verlassenen Jesus“ verdichtet (Schlüsseltext: „Ho un solo Sposo sulla terra: 282). In ihrer Brautmystik mit Jesus dem Verlassenen wird sie dadurch mit Jesus eins, dass sie in dessen „nulla d’amore“ hineinstirbt und so zum trinitarischen Leben wiedergeboren wird. Chiara Lubichs Zeugnis wird zum Sprachereignis, weil sie die Aussagen über Jesus oder die Trinität in soteriologische Prozesskategorien transformiert, die auf alle Menschen hin geöffnet bleiben. Sie spricht von „Trinitätwerdung“; von Jesus als Verlassenen wie von einem neuen Hoheitstitel, vom „Nichts der Liebe“, die alles wird und trägt; aber auch von

„Mariawerden“ und sogar „Immaculatisierung“. Heute ist nachvollziehbar, dass eine neuscholastische Theologie, die Spiritualität und Erfahrungsprozesse aus der verbindlichen Lehrtradition zu eliminieren suchte, von solchen Bildern irritiert werden musste. Was an Chiara Lubich selbst geschehen ist, dieses „Trinitätwerden“ im Einswerden mit dem verlassenen Jesus, ist die Wurzel jenes „Charismas der Einheit“, das deshalb zur Möglichkeit aller Menschen werden kann (und soll!), weil sich durch seine Kenosis („Entleerung“) Jesus als Mitte der vielen zu erweisen vermag. Das zentrale dritte Kapitel ist gewiss nicht einfach zu verstehen, doch es lohnt sich, weil hier aus anthropologischer Perspektive, das Ganze dieses Charismas erfahren und erspürt werden kann. Ein kurzes Resümee mit Ausblick schließt die Untersuchung ab und unterstreicht die Sonderstellung dieses außergewöhnlichen Charismas und dessen Fremdsein im aktuellen Mainstream-Diskurs der Theologie vor allem dadurch, dass der Bogen zum ersten Kapitel nicht geschlossen wird, ja vielleicht auch nicht geschlossen werden kann. Besonders dankbar darf man für die Dokumentation und Übersetzung entscheidender Texte sein, die im Anhang zu finden sind. Ein Blick in das Literaturverzeichnis verdeutlicht, was ich anfangs anmerkte: die deutschsprachige Theologie hat enormen Nachholbedarf.

Aber ist es möglich, dass sich unsere Theologie auf diese Gabe einzulassen vermag? Als Erstes wäre es notwendig,

den gesamten Text des „Paradiso '49“ in verlässlicher Edition zur Verfügung zu haben. Im Laufe des Seligsprechungsprozesses müsste das möglich sein, weil dadurch Chiara Lubich eine Gabe für die ganze Kirche werden wird. Ein ähnlicher Editions Vorgang stellte ja die Publikation der geistlichen Tagebücher der Thérèse von Lisieux vor knapp 100 Jahren dar. Die deutschsprachige Theologie und Glaubenstradition werden sich aber an zwei elementaren Aspekten dieser Mystik abarbeiten müssen. Glauben bedeutet in diesen Texten nicht primär Zustimmung zu Sätzen oder Einhalten von moralischen Geboten (und damit auch nicht, wie es heute oft den Anschein hat, Protest gegen diese Sätze und Zumutungen). Glauben bedeutet hier Teilhabe am göttlichen Leben durch Teilhabe am Leben Christi; – und in ihrer Spitzenaussage: Christus- und Trinitätwerdung. Diese teilhabende Vergöttlichung wird aber nicht triumphal buchstabiert, sondern als Teilhabe an „Gesù Abbandonato“, an jenem verlassenen Jesus, der als „nulla d'amore“ uns zu seiner radikalen Hin- und Aufgabe ruft. Glauben beschreibt hier die Verwandlung des Menschen in das Nichts der Liebe, die alles wird. Diese Mystik im Zeichen des Weizenkorns, das stirbt, steht fast kontradiktorisch einer Theologie (und damit auch einer Glaubensauffassung) entgegen, die an Autonomie und Selbstbestimmung, Freiheit und Selbstverwirklichung interessiert ist und diese zentralen Bestimmungen neuzeitlicher Selbstbehauptung als einziges

Heilmittel in einer Kirche propagiert, die von ihrem Missbrauchsskandal wie gelähmt erscheint. Dass in der systematischen Theologie Spiritualität und Mystik bis heute ein Schattendasein führen, verstärkt die Differenz. Dennoch bin ich der Überzeugung, dass dieser Wandel wird kommen müssen. Karl Rahners Diktum von der Bedeutung der Mystik für den Christen der Zukunft wird vom Zeugnis des „Charismas der Einheit“ in umfassender Form deshalb geprägt werden, weil dieses Zeugnis in seiner Mitte mit der radikalen Machtlosigkeit und der Gottverlassenheit Jesu verbunden ist. In ihrem Zeugnis vom „verlassenen Jesus“, der in uns selbst Wirklichkeit werden will, ist uns auch ein Weg gezeigt, wie wir evangeliumsgemäß mit Macht in der Kirche umgehen sollen und wie wir mit allen Menschen eine neue Form von Gemeinschaft bilden können, die nicht auf Konkurrenz und Selbstdurchsetzung angelegt ist. Dass Stefan Ulz uns hierfür die anthropologische Matrix buchstabiert hat, bleibt das bleibende Verdienst seiner Arbeit. ■

Roman A. Siebenrock (Professor für Dogmatik an der Universität Innsbruck)

Walter Baier, Cornelia Hildebrandt,
Franz Kronreif, Luisa Sello (Eds.)

Europe as a Common – Exploring Transversal Social Ethics

Um mit den Krisen der heutigen Welt fertig zu werden, müssen wir unabhängig von politischen, religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen in einen „transversalen Dialog“ eintreten, unterstrich Papst Franziskus in der Privataudienz, die er im September 2014 zwei Linkspolitikern, dem Griechen Alexis Tsipras und dem Österreicher Walter Baier gewährt hatte. Dieses Gespräch führte zur Initiative „DIALOP“. Seither erforscht ein Netzwerk von Universitäten und NGOs Möglichkeiten für so etwas wie eine transversale Sozialethik. In einem ersten Buch tragen 20 Autor:innen aus verschiedenen Ländern (Österreich, Belgien, Frankreich, Deutschland, Griechenland, Ungarn, Italien, Portugal und dem Vatikan) mit christlichen, islamischen und sozialistischen Hintergründen Bausteine zusammen, um daraus eine transversale Sozialethik im Blick auf Europa und seine Verantwortung in der Welt zu entwickeln.

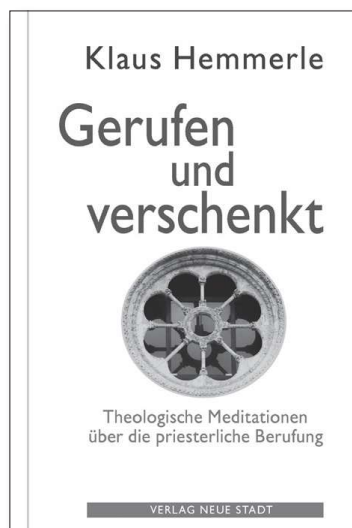
Die Beiträge kreisen um Dialog, Gleichheit, Europäische Einheit, Demokratie, Gemeingüter und Ökologie.

Einer der Texte ist in gekürzter Fassung in *das prisma*, Heft 1/2020, S. 75–81 abgedruckt: Franz Kronreif, Transformativer Dialog als „communio oppositorum“.

Die im Band enthaltenen Texte sind zum Großteil im Zusammenhang einer internationalen Summer School auf der Ägäis-Insel Syros im Jahr 2018 entstanden. Aus unterschiedlichen Perspektiven kommend lassen sich die Autor:innen auf einen performativen, transformierenden Dialog ein, um ein partizipatives Europa mit gemeinsamen Grundwerten in den Blick zu nehmen. ■

(Franz Kronreif)

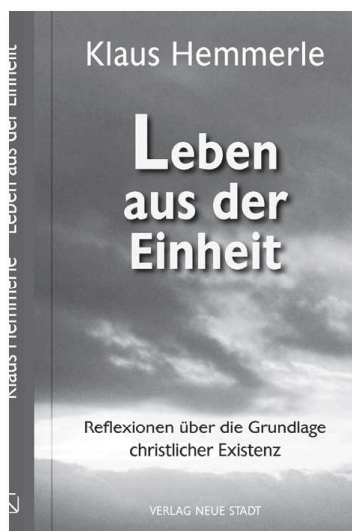
AUS UNSEREM VERLAGSPROGRAMM



Theologische Meditationen über die priesterliche Berufung

Ungebrochen aktuelle Reflexionen über Ruf und Berufung, über Standort und Lebensstil des Priesters, eingebettet in die Rückbesinnung auf das Entscheidende: auf Gottes Ruf und Gottes Anliegen. Eine Wegweisung für eine überzeugte und überzeugende christliche Existenz.

Neuausgabe mit Bibelstellen- und ausführlichem Sachregister.
240 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-87996-966-1



Grundlinien eines trinitarischen Denk- und Lebensstils

In diesem Buch, an dem Klaus Hemmerle bis zu seinem Tod gearbeitet hat, verbinden sich auf hohem Niveau theologische Reflexion, Spiritualität und Mystik mit einer besonderen Sensibilität für die großen Themen unserer Zeit. Es zeigt sich: Die Botschaft von der Trinität hat gerade heute größte Relevanz für unser Denken und Leben.

Revidierte Neuausgabe, herausgegeben von Wilfried Hagemann.
232 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-7346-1165-0

Klaus Hemmerle (1929–1994), Theologe und Religionsphilosoph, von 1975 bis 1994 Bischof von Aachen, wurde u. a. durch seine zahlreichen, in mehrere Sprachen übersetzten Publikationen bekannt.

Mehr unter: www.neuestadt.com

NEU

Die letzten Exerzitien, die Kardinal Martini, Jesuit, Bibelwissenschaftler und langjähriger Erzbischof von Mailand, hat geben können: Meditationen zum Römerbrief, Reflexionen über Gut und Böse, über die Gnade und den Glauben an die Kraft des Guten. Die sehr persönliche Anrede der Anwesenden (eine Gruppe von Priestern), die Tiefe und Weite, die aus Martinis Worten sprechen, machen dieses Buch zu einer spirituellen Perle.



144 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-7346-1248-0

Mut zum Aufbruch statt Beharren,
Realismus des Glaubens statt Resignation!

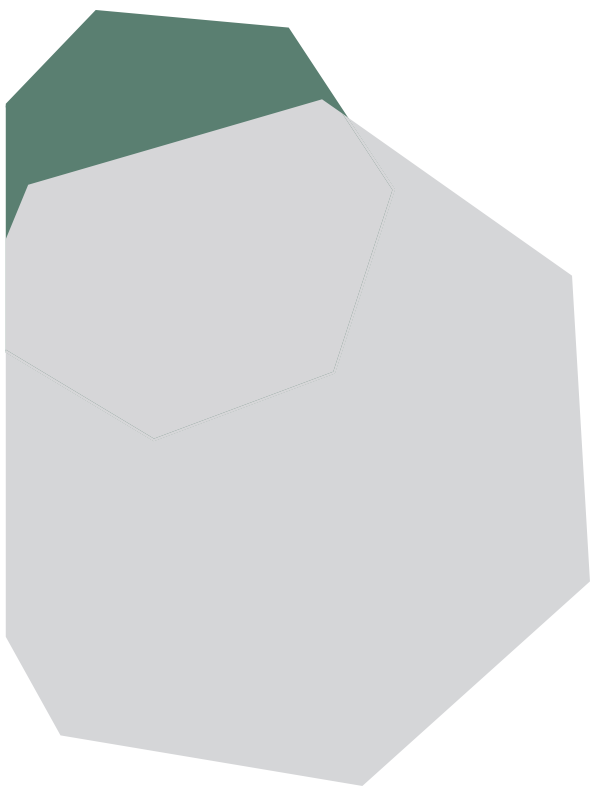
Die kirchliche Umbruchsituation verlangt neben strukturellen Veränderungen nicht zuletzt eine innere Neuausrichtung und einen Perspektivenwechsel. Die Impulse aus dem Lebenszeugnis und den Schriften von Madeleine Delbrêl fordern heraus, ganz bei den Menschen zu sein – und selbst in die Tiefe zu gehen. Die Delbrêl-Spezialistin Annette Schleinzer geht den Spuren systematisch nach.



Bereits in der 2. Auflage! 248 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-7346-1110-0

Madeleine Delbrêl (1904–1964), bekannt als »Mystikerin der Straße«, beschritt im atheistisch geprägten Milieu des Pariser Vororts Ivry neue Wege, den Glauben zu leben.

Mehr unter: www.neuestadt.com







Impressum

das prisma

Beiträge zu Pastoral,
Spiritualität & Theologie
ISSN 0935-9168

Herausgeber:

Die Priester, Diakone und Ordensleute
in der Fokolar-Bewegung aus Deutsch-
land, Österreich und der Schweiz
Verantwortlich:
Dr. Stefan Ulz/Graz

Herausgeberkonferenz:

Dr. Tonja Deister/Weinheim
Marius Grath/Esslingen
Dr. Wilfried Hagemann/Bocholt
Ansgar Hawighorst/Hamburg
Marcellus Klaus/Erfurt
Prof. Dr. Franz Sedlmeier/Augsburg
Dr. Udo Stenz/Queidersbach
Stefan Signer/Frutigen
Dr. Ulrike Zachhuber/Ottmaring
Paul Waldmüller OFM/ Marienthal

Redaktion:

Bernd Aretz (verantw. Redakteur)
prisma-aretz@gmx.de

Layout:

elfgenpick, 86156 Augsburg

das prisma Jahresabonnement:

EUR 14,-/CHF 22,-
(zwei Hefte im Jahr inkl.
Versandkosten)

das prisma erscheint im:

Verlag NEUE STADT
Münchener Str. 2
85667 Oberpfaffmarn
Telefon: +49 (0) 8093/2091
E-Mail: verlag@neuestadt.com
Verlag NEUE STADT
Heidengasse 5
CH-6340 Baar
Telefon: +41 (0) 44/4826011
E-Mail: verlag@neuestadt.ch